FRÖSI

3/81

Index: 31 743

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN
DER DDR / PREIS 0,70 M



Bei drei der hier abgebildeten Verkehrszeichen stimmt die Farbe nicht. Schneidet die fehlerhaften Zeichen aus, und klebt sie mit auf die Postkarte.










Auf der 4. Umschlagseite findet ihr den

ÜBUNGSPLATZ FÜR RADFAHRER!

An diesem Verkehrsspiel kann sich eine beliebige Anzahl von Mitspielern beteiligen. Außer den Mitspielern benötigt ihr noch einen Würfel, für jeden eine andersfarbige Halmafigur und etwa 30 gleichfarbige Spielsteine oder ähnliches, die ihr als Punkte für eine gelöste Aufgabe ausgeben könnt.

1. START:
Zur Erhöhung der Balance-Sicherheit ist eine schmale Gasse zu durchfahren. Nur mit einer 6 ist diese Aufgabe zu lösen. Wer es auf Anhieb schafft, erhält einen Punkt.

2. DURCHFAHRT EINER DOPPELACHT:
Auch hier kommt es auf die Balance-Sicherheit an. Wer auf einem grünen Feld zu stehen kommt, muß „absteigen". Nur wem es gelingt, die Doppelacht fehlerfrei zu durchfahren, erhält einen Punkt.

3. SLALOM:
Nur mit jeweils einer 1 gelangt man von Feld zu Feld. Jeder, dem es auf Anhieb gelingt, darf gleich noch einmal sein Glück versuchen und erhält einen Punkt.

4. HALT AM STOPSCHILD:
Das Feld muß mit einem direkten Wurf erreicht werden. Geht der Wurf darüber hinaus, darf trotzdem nur bis zum Stopschild gesetzt werden. Wer das Feld durch einen direkten Wurf erreicht, erhält einen Punkt.

5. ÜBERFAHREN EINER WIPPE:
Die vier Felder müssen mit einem Wurf (5 oder 6) überfahren werden. Gelingt es auf Anhieb, gibt es einen Punkt.

6. GESCHICKLICHKEITSTEST:
Es muß so gewürfelt werden, daß jeweils nur die farbigen Felder erreicht werden. Gelingt es auf Anhieb, darf noch einmal gewürfelt werden und zusätzlich gibt es wiederum einen Punkt.

7. NOCH EINMAL GESCHICKLICHKEIT:
Der blaue Kreis (7) muß durch einen direkten Wurf erreicht werden. Nur mit einer 3 erreicht man von dort aus das Feld 8. Gelingt es sofort, gibt es einen Punkt.

9.
wie bei 7.

10.
Halt auf dem blauen Kreis 9. Wer eine 4 würfelt, erfüllt die Bedingungen. Beim ersten Versuch gibt es einen Punkt.

11. HOLPERSTRECKE:
Es darf nur auf die weißen Felder gesetzt werden. Alle übrigen Würfe sind ungültig. Gelingt es sofort, gibt es wiederum einen Punkt.

12. DURCHFAHRT BIS ZUM ZIEL:
Nur mit einer 6 ist diese Schwierigkeit zu meistern. Gelingt es auf Anhieb, gibt es einen Punkt.

Gewonnen hat, wer am Ende der Strecke die meisten Punkte sammeln, also die meisten Stationen auf Anhieb meistern konnte.

Die abgebildete Teststrecke könnt ihr auch auf dem Schulhof aufbauen und den sichersten Radfahrer ermitteln. Wir wünschen euch viel Spaß beim Spielen und beim Trainieren.

Idee, Text: Thomas Schneider
Zeichnungen: Otto Sperling

OHNE FLEISS KEIN PREIS

Ein Preisausschreiben für alle
fahrer. Schneidet zunächst
Postkarte aus und tragt euren
Karte um. Vor euch liegt unse
Ihr seht ein Fahrrad, mit dem
begeben könnt. Unser Grafik
Zeichnet mit Bunt- oder Faser
das Fahrrad. Macht es verkeh
Nun dreht ihr die Karte wie
Fragen. Schreibt hinter die je
sungsbuchstaben.

1. Ihr wart mit dem Fahrra
nun einen großen Beutel
macht ihr das?
a) Den Beutel an die Len
b) den Beutel auf dem G
c) mit einer Hand lenke
Hand halten?

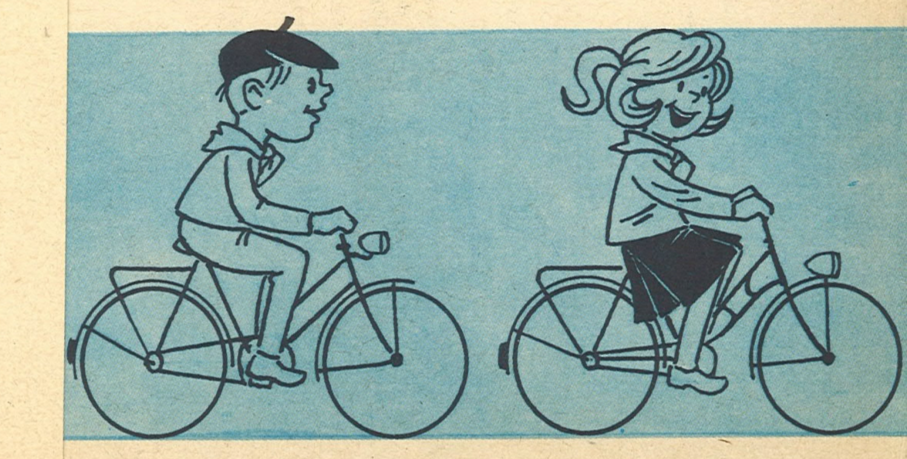
2. Nach der Schule fahrt ihr
nieren aus eurer Klasse n
a) Hintereinander am äu
b) in Zweiergruppen nebe
c) in Dreiergruppen nebe

3. Wann muß die Fahrradb
men werden?
a) Wenn die Straßenbeleu
b) wenn Personen oder Fa
etwa 300 m nicht mehr
c) wenn Personen oder F
erkennbar sind?

4. Dürfen Radfahrer in der
ren?
a) Ja, wenn sie nicht älte
b) ja, wenn ihr Fahrrad n
c) nein, das ist generell v

5. Welches der nachstehend
ist für einen Radfahrer oh
a) Vorgeschriebene Minde
b) Hauptverkehrsstraße,
c) zulässige Höchstgeschw

6. Ihr wollt einen 12jährigen
Stück mitnehmen. Wo darf
a) Auf dem Gepäckstände
b) das ist generell verbote
c) auf der Querstange?



aktiven und angehenden Rad-
ie rechts unten abgedruckte
Absender ein. Dann dreht die
re erste Aufgabe.
ihr euch nicht auf die Straße
er hat hier einiges vergessen.
tiften die fehlenden Dinge an
ssicher!
der um und beantwortet die
weilige Zahl den richtigen Lö-

in der Kaufhalle und müßt
ach Hause transportieren. Wie

stange hängen,
epäckträger befestigen,
, den Beutel in der anderen

gemeinsam mit anderen Pio-
ch Hause. Wie fahrt ihr?
eren rechten Fahrbahnrand,
neinander,
neinander?

eleuchtung in Betrieb genom-

chtung eingeschaltet wird,
rzeuge in einer Entfernung von
zu erkennen sind,
hrzeuge auf 200 m nicht mehr

DDR auf dem Gehweg fah-

als acht Jahre sind,
cht in Ordnung ist,
rboten!

aufgeführten Verkehrszeichen
ne Bedeutung?
stgeschwindigkeit 50 km/h,

indigkeit 70 km/h?

Freund mit dem Fahrrad ein
er sitzen?
,
n,

7. Ihr kommt an eine Kreuzung gleichrangiger Straßen und wollt geradeaus weiterfahren. Links kommt ein Pkw an die Kreuzung gefahren, der ebenfalls geradeaus weiterfahren will, euch entgegen kommt ein Motorradfahrer, der links abbiegen will. Wer fährt als erster?
   a) Der Radfahrer,
   b) der Pkw,
   c) der Motorradfahrer?

8. Während einer Fahrt stellt ihr fest, daß die Vorderradbremse nicht einwandfrei funktioniert. Wie verhaltet ihr euch?
   a) Ihr fahrt vorsichtig und nicht allzu schnell weiter,
   b) ihr behebt den Schaden und fahrt erst dann,
   c) ihr könnt weiterfahren, denn der Rücktritt funktioniert ja noch einwandfrei?

Bemerkungen in eigener Sache:

Fahrräder sind prinzipiell durch ein Schloß zu sichern, auch wenn sie nur für eine kurze Zeit unbeaufsichtigt abgestellt werden sollen, z. B. während des Besuchs im Pionierhaus oder der Schule. Hat man die Fahrt beendet, muß es in einem verschlossenen Raum aufbewahrt sein. Das ist in der Regel der eigene Keller oder der Abstellraum. Für diejenigen von euch, die in einem Neubaublock wohnen, gibt es meistens Räume, die von allen Mietern gemeinsam genutzt werden. Bei dieser Art der Unterbringung ist unbedingt darauf zu achten, daß die Fahrräder trotzdem zusätzlich durch ein Schloß gesichert werden.
Zu jedem Fahrrad gehört ein Garantieschein, auf dem auch die zugehörige Fahrradnummer erfaßt ist. Dieser ist so aufzubewahren, daß er jederzeit griffbereit liegt und vorgezeigt werden kann. Wenn das Rad bereits älter ist und kein Garantieschein mehr existiert, so schreibt euch schnellstens die Fahrradnummer auf.
Warum weisen wir als Staatliche Versicherung der DDR auf eine ordnungsgemäße Aufbewahrung der Fahrräder hin?
Wir wollen euch mit unseren Hinweisen zum richtigen und umsichtigen Handeln anregen. Langfinger sollen zukünftig keine Möglichkeiten haben, ihre schlechten Absichten erfolgreich durchzuführen. Außerdem erspart ihr euch eine ganze Menge Ärger. Denkt doch einmal darüber nach, wie groß die Enttäuschung ist, wenn das Fahrrad plötzlich nicht mehr am gewohnten Platz steht. Mit Recht werden Vater und Mutter darauf hinweisen, wie lange es dauerte, bis das Sparschwein dick genug war, um das Fahrrad zu kaufen, und wie leichtfertig damit umgegangen wurde. Der Traum vom Fahrradfahren wird dann für einige Zeit vorbei sein.
Der Ärger für die Eltern geht aber weiter. Die Versicherung leistet bei nachlässiger Handlung keinen Ersatz. Eine Entschädigung wird nur unter bestimmten Voraussetzungen gezahlt, die auch ihr einzuhalten habt.
Denkt und handelt ihr allerdings im Sinne der Schadenverhütung, so wie wir es gerade beschrieben haben und das verschwundene Fahrrad ist nicht mehr auffindbar, sind wir verpflichtet, finanzielle Hilfe zu leisten. Grundlage dafür bildet eine abgeschlossene Haushaltsversicherung. Noch einen Hinweis möchten wir euch geben. Die Höhe der Versicherungssumme muß dem gesamten Wert des Haushalts entsprechen. Trifft das nicht zu, ist der Haushalt eurer Eltern unterversichert. Das bedeutet im Schadenfall (z. B. verschwundenes Fahrrad) eine anteilmäßige Entschädigung. Das wirkt sich dann so aus, daß der von der Versicherung gezahlte Betrag möglicherweise gerade noch für einen neuen Rahmen ausreicht.
Damit so etwas gar nicht erst passiert, schlagen wir euch vor, gemeinsam mit der Familie über diese Versicherung und die von uns gegebenen Hinweise zu sprechen.

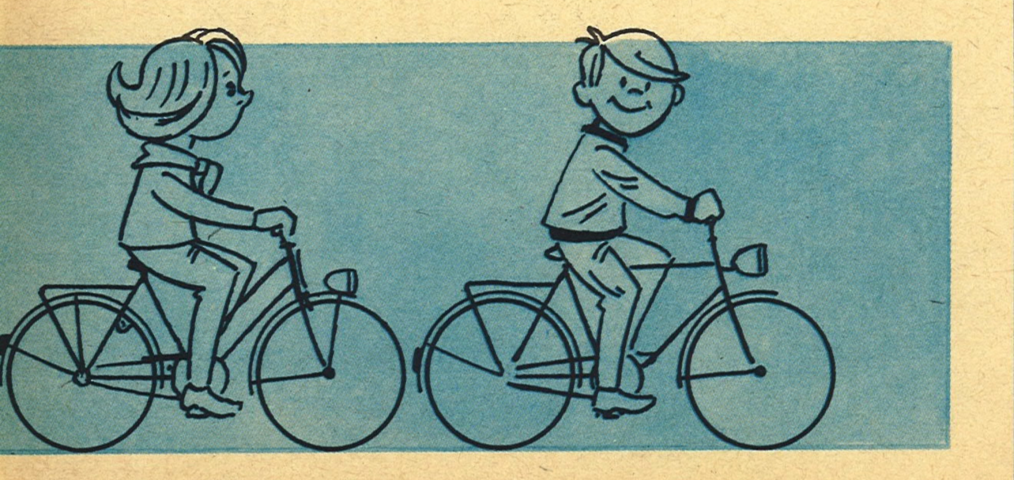


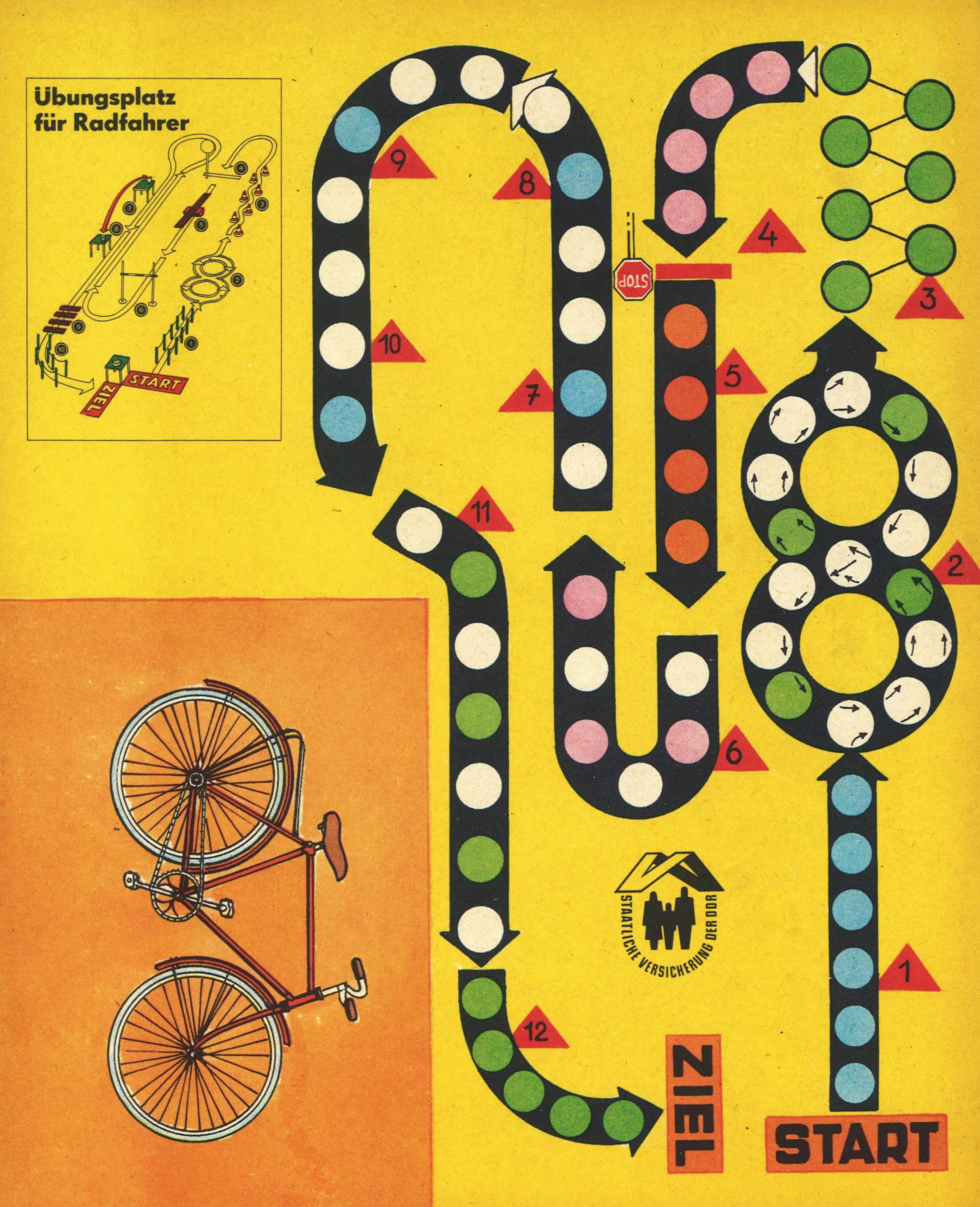
Eure Staatliche
Versicherung
der DDR

Einsendeschluß:
10. April 1981

An
Redaktion FRÖSI
1056 BERLIN
PSF 37
Kennwort: Fahrrad-Test

Das sind meine Antworten:
1. 2.
3. 4.
5. 6.
7. 8.



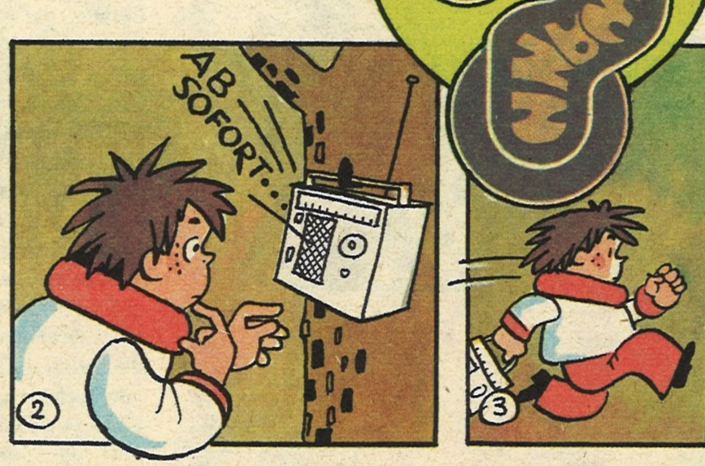


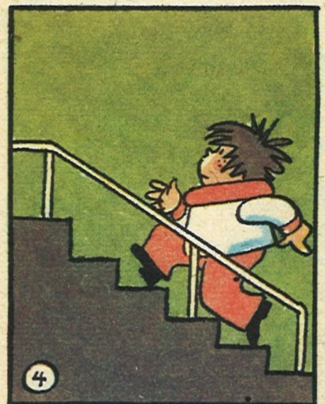
Übungsplatz
für Radfahrer
START
ZIEL
1
2
3
4
STOP
5
6
7
8
9
10
11
12
STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR
ZIEL
START

FRÖSI 3/81

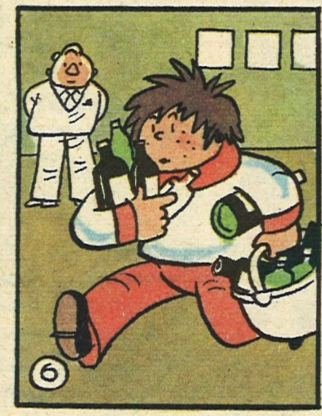
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN







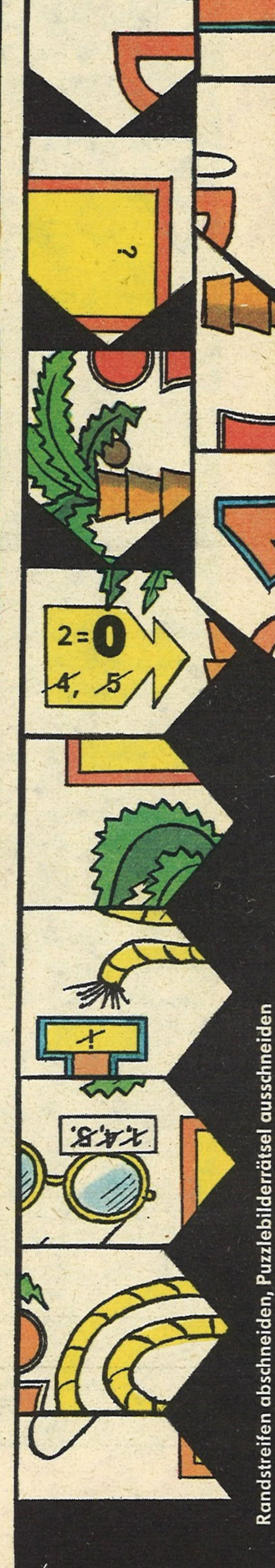












Zeichnungen: Richard Hambach

RIESEN-RÄTSEL-RATETEST

Mit Riesen-Rätsel-Rate-Schritten durchqueren wir das Jahr 1980. Welches Ereignis aus der nebenstehenden Zeittafel ist in unserer Bildgeschichte dargestellt? So lautet auch heute wieder unsere Frage. Schneidet die Bildteile am Rand ab und klebt sie zu einem Bilderrätsel zusammen. In das Feld mit dem Fragezeichen schreibt ihr den Zeittafelbuchstaben. Löst nun das Rätsel und schickt das Lösungswort bis zum 15. April 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Riesenrätsel Nr. 7.
Die „Frösi"-Dauer-Knobler kleben auch dieses Bilderrätsel wieder auf die Posterrückseite (Beilage aus „Frösi" 9/80) an die Stelle, wo sie den entsprechenden Zeittafel-Buchstaben groß und rot vorfinden.

Zeittafel 1980:

A 13. 3. BUNA II nimmt den Dauerbetrieb auf
B Mehr als 90 000 Kollektive tragen den Ehrennamen „Kollektiv der DSF"
C Der 100 000. B 1000 läuft vom Band
D In jeder Minute werden in der DDR Werte für 2,2 Millionen Mark produziert
E In der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" sind 180 000 Timurhelfer aktiv
F 1. 4. Neue Aufkaufpreise für Altpapier, Flaschen und Gläser
G 9. bis 24. 5. 33. Internationale Friedensfahrt
H 30. 5. Die 12. Tagung des Zentralrates der FDJ beschließt die FDJ-Parteitagsinitiative unter der Losung „Das Beste zum X. Parteitag! Alles zum Wohle des Volkes!"

Träume werden wahr

HELMUT PREISSLER

X. PARTEITAG

Träume werden wahr,
da Hände sich verbündet
und sich in Freundschaft findet,
was lang zerstritten war.

Träume werden wahr,
da Hände Händen nützen,
sich helfen und beschützen
in jeglicher Gefahr.

Träume werden wahr,
da Hände Händen trauen
und füreinander bauen
an Welten, wunderbar.

Weithin grüßen die Werke
unserer Hände,
mächtig ragen Gerüste
und tragen den Himmel.

Klüger werden Gedanken,
heißer die Herzen.
Klug und eifervoll tätig
gestalten sich Menschen.

Stetig füllt sich der Raum
mit beglückenden Werten.
Reicher werden die Menschen
und freundlicher immer.

Strebsam müht sich ein Volk
um Reichtum und Schönheit,
liebend wirbt es weltweit
um die Liebe der Völker.

Hört, wie das Lob der Genossen
in allen Sprachen erklingt,
wie ihr stetes Bemühen
Vertrauen und Liebe erringt,
seht, wie die Macht unsrer Einheit
Feinde und Fehler bezwingt,
wie uns mit jedem Tage
Leben besser gelingt.

Foto: Horst Glocke

Dirk Joseph, ansonsten Thälmannpionier aus Wolgast und Erfinder, wich in Leipzig keinen Millimeter von seinem MMM-Eckstand. So beinahe angewurzelt wie er stehen nur Bäume, die etliche Jahre auf ihrem knorrigen Buckel haben. Auf dreizehn bringt er es immerhin auch schon, der Dirk. Lenze, wie man behutsam sagt, um ein zartes Alter besonders feierlich beim Namen zu nennen. Ihn deshalb wie Porzellan zu behandeln, dafür gibt es überhaupt keinen Grund. Erfinder wie Dirk sind alles andere als zart besaitet, nur weil sie auf der MMM die Kleinsten der zumeist Großen sind. Noch nie einer hat die großen Erfinder in einem Buch untergebracht, die beileibe nicht die Einmeterachtzig erreichen konnten und dennoch turmhoch überlegen sind, weil sie mit einem hellen Kopf den scheinbar unlösbaren Problemen voller Interesse in die Augen schauen. Deshalb wartet Dirk gelassener als vielleicht andere auf Bart und Stimmbruch, weil beide ohnehin von selber kommen werden. Darauf hat er nicht den nötigen Einfluß. Es sei denn, ihm fällt auch dafür eine Erfindung ein. Das nennt sich dann in Erfinderkreisen schlicht „Blitzidee". Die kommt wie keine andere aus heiterem Himmel, und sollte dieser gerade regenverhangen sein, dann wird sie mit beiden Beinen fest auf der Erde geboren. Damit ist eigentlich weiter nichts gesagt, als daß Ideen überall dort in der Luft liegen, wo Erfinder bloß ihre Köpfe zusammenstecken.

So muß an ihnen doch noch etwas mehr dran sein, wenn Ideenschmiede, die wie Dirk hier auf der MMM den Neugierigsten der Neugierigen sachkundig vorzuführen wissen, was Wolgaster Elektroniker mit Ausdauer, Interesse und Konzentration auf die Beine stellen. Dirks Beine schmerzen schon mächtig vom vielen Stehen, dennoch erklärt er dutzendmal und mehr, wie es ein Erfinder anstellt, daß sich eine Kompaßnadel auf die gesuchte Marschrichtungszahl einstellt und dazu noch gleichzeitig eine Kontrollampe richtig aufleuchtet. Natürlich hätte er ebensogut mit einem Mondauto oder einer elektronischen Orgel hier stehen können. Für einen richtigen Erfinder wie Dirk ist alles ohnehin nur eine Materialfrage. Alles andere flutscht dann wie von selber, wenn, wie gesagt, ein findiger Freund sich mit einem anderen, der aus dem gleichen Holz geschnitzt ist, eng zusammentut und das Problem so richtig von hinten nach vorn durchkaut. Und das alles möglichst ohne viel Lärm dabei zu machen.

Das ist es wohl, was die Erfinder um Dirk hier auf der MMM zu Pionieren macht, und so entstanden auch ihre Vorrichtungen zum Lochen von Gurtbändern, ein Transportgerät für Stoßkugeln, der Modellindustrieroboter und ein Plasteinsekt, das bei Lichte besehen das lebendigste Flugobjekt der ganzen Messe ist. Sicher kann man nun darüber einer oder geteilter Meinung sein, weil es immer etwas gibt, was besser ist, wenn es auch auf den ersten Blick gar nicht so scheinen mag. Überhaupt ist für Holm Chemnitzer aus dem nahegelegenen Markkleeberg jedes erfundene Ding erst richtig rund, wenn er etwas dazu bauen kann. So gesehen, baut er nie ab, weil das einen Erfinder an der Ehre kitzelt und er alles über Bord werfen müßte, was je unter seinen Händen gewachsen ist. Sein Beschleunigungsmesser würde nicht mehr beschleunigen, sein Tongenerator keinen einzigen Ton mehr von sich geben, und alles, was er hier auf der Messe mit den eigenen Augen eingefangen und für sich wie ein Computer gespeichert hat, müßte er augenblicklich an die Besitzer zurückgeben.

Da Holm aber an alles andere denkt, als sich in Luft aufzulösen, können ihm die Besucher getrost weiter über die Schultern schauen, wie er sein Polydigit mit Zusatzbeschleuniger an den Mann bringt. Das muß genauso gelernt werden, wie in Schaltplänen zu lesen. Darin findet sich auch nur einer zurecht, der sofort das Wesentlichste begreift, weil er sonst jahrelang daran herumrätselt.

Hier fördern die MMM-Besucher so ganz für sich ein weiteres Stückchen Erfindergeist zutage, denn Ideenschmiede bohren keine Luftlöcher in den heiteren Himmel, wenn sie einen Stern besuchen wollen.

Ralf Kegel

Erfinder unter sich: Dirk Joseph (vorn links) und Holm Chemnitzer (vorn rechts) fallen auf und aus dem Rahmen, denn sie bohren nicht am heiteren Himmel-

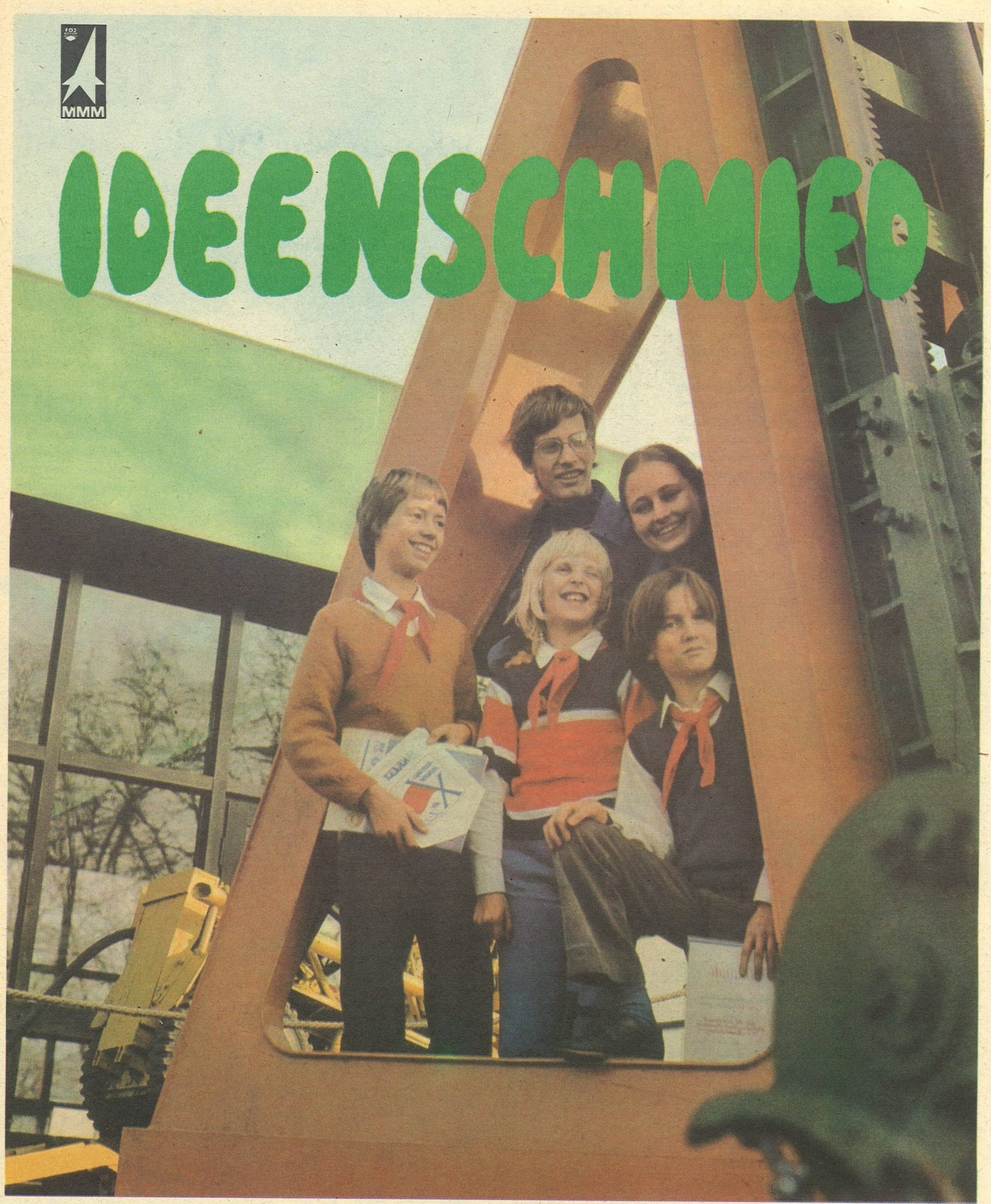


Foto: Berndt H. Brussig

Der Trick mit der Tüte

Monolog einer fast geknickten Blüte

Christamaria Fiedler

Mit dem Frauentag ist es immer dasselbe: Immer fällt er auf den 8. März! Nicht etwa auf den 8. Juni oder den 8. September, wenn die Blumenbeete in unserem Dorf wie die buntgewebten Tischläufer hinter den Zäunen liegen. Diese weltweite Entscheidung mit dem 8. März bringt Probleme mit sich. Jedenfalls, wenn man in unserem Dorf wohnt.
Unser Dorf ist nicht schlecht, aber es hat eben keine eigene Gärtnerei. Und so pilgern unsere Väter im Vormärz Stück für Stück in den Nachbarort zur GPG „Schmuckes Pflänzchen", wo unsereiner aus der Sechsten gar keine Chance hat, gegen all die breiten Schultern, tiefen Stimmen und knackigen Bärte.
Mein Geheimtip: der kleine Laden, links weg vom Markt unserer Kreisstadt, wohin der Bus um diese Jahreszeit mindestens zwei Schulstunden rollt.



Weil ich mich in den vergangenen Jahren bewährt hatte, und ich nie ohne die zwei Bund Alpenveilchen für unser Fräulein Hartwig heimgekehrt bin, war es auch in diesem März überhaupt keine Frage, wer die Frauentagsblumen für unsere Lehrerin beschaffen sollte.
Ich, Heiko, der Trickser.
Ich schmiß mich also in den Bus und dachte, es wäre wie immer, wie jedes Jahr, und es wird schon klappen.
Es klappte nicht.



Zeichnungen: Jürgen Schumacher
Fotos: Herbert Schier



In diesem Jahr hieß mein alter Blumenladen links weg vom Markt auch plötzlich nicht mehr einfach „Blumenladen", sondern „Blumenboutique". Aber er hieß nicht nur anders, er sah auch ganz anders aus: duftige Spitzengardinen bauschten sich im blinkenden Ladenfenster auf und umschmeichelten kostbare Blüten.
Insgesamt gesehen, sah der Laden jetzt haargenau so aus wie die „Haarboutique", die „Bonbonboutique", die „Grüne-Bohnen-Boutique" und die „Brillenboutique" am Markt.
Auch die Verkäuferin hatte ihre Fassade verändert, um zwanzig Jahre mindestens, aber nach vorn. Sie war so neu wie die ganze Innenausstattung und wußte nicht, daß ich im März meine Alpenveilchen brauche. Sie hatte keine Alpenveilchen und sie erwartete keine Alpenveilchen. Die Schnittblumen der neuen Verkäuferin waren wunderbunte, exotische Vögelein, die nur von den etwas exotischeren Preisen übertroffen wurden.
Im Bus malte ich mir aus, wie ungeheuer alt wir morgen vor Fräulein Hartwig aussehen würden. Heiko, der Trickser, hatte ausgetrickst!
Ich wäre ganz gern in meinem Kummer ertrunken, aber zwei Kinder aus der Unterstufe eine Bank vor mir unterhielten das ganze „Lokal". Gerade als ich sie anniesen wollte, Vater nicht dauernd in seinen trüben Gedanken zu stören, krähte der eine: „,Frösi' hat im Märzheft Strohblumen beigelegt! Fetzt, eh?!"
Was soll ich groß sagen? Ich stoppte den Bus! Ich zwang den verdatterten Fahrer, mit mir und zweiundzwanzig weiteren verdatterten Insassen zum Kiosk am Markt zurückzukehren. Schließlich war der Mann am Steuer ja auch einmal Schüler gewesen und, wie es aussah, war das noch gar nicht so lange her.
Als ich die „Frösi" in den Händen hielt, hatte ich endgültig ausgetrickst. Von wegen Strohblumen! Oh, diese Unterstufe! Samen war's, der blanke Samen! Es war ein Witz von der Sorte, über den ich stundenlang gelacht hätte, wäre er bloß nicht mir passiert!
Der Rest ist schnell erzählt. Ich meldete mich am anderen Tag nicht krank, wie ich das zunächst erwogen hatte. Im Gegenteil. Ich ging zur Schule, und ich ging mit einem Riesenkarton.
Er war wunderschön verpackt und verschnürt und aus dem Karton kam ein immer kleinerer Karton, der genau so wunderschön verpackt und verschnürt war.
Das Auswickeln nahm die halbe Unterrichtsstunde in Anspruch und mit jedem neuen Karton wurde unsere Lehrerin immer röter und meine mißtrauischen Mitschüler immer blasser im Gesicht.
Schließlich hielt Fräulein Hartwig die gewiß ungewöhnlichsten Blumen in der Hand, die ihr je zu einem Ehrentag überreicht wurden: millimetergroße Körnchen, ohne Farbe, ohne Gesicht, die keine Vase brauchten, sondern guten Boden, Vorfreude und Phantasie!
Sie will die eine Hälfte des Tütchens in ihren eigenen Vorgarten säen, die andere in den unserer Schule. Denn, so meint Fräulein Hartwig, Frauentag ist nur einmal im Jahr, aber „Schöner unsere Schule", das gilt immer!
Und nun sagen alle, das soll ich gewußt haben. Und beklopfen meine Schulter. Und sie grinsen einander an und sagen: „Trickser bleibt Trickser!"





(Helichrysum bracteatum)

Ihre Heimat ist die große, trockene Karstlandschaft Australiens. Entsprechend bescheiden sind ihre Ansprüche an die Qualität des Bodens, wenn er nur warm und sonnig ist. Die Strohblumenernte beginnt kurz vor dem Aufbrechen des letzten Blütenkranzes. Die Blütenköpfchen werden mit einer leichten Drehung vom Stiel gezupft und nach Möglichkeit sofort gedrahtet (Blumendraht besorgen!). Die so gedrahteten Strohblumen sacht nebeneinander in eine Kiste legen und an einem warmen, aber schattigen Ort möglichst schnell trocknen lassen. Erst dann die Blumen für Sträuße und Gestecke verwenden.



Strohblumenköpfchen,
herbstbunte Schöpfchen
schmücken uns freundlich das Haus;
heitre Flecken
in allen Ecken,
Sommergekicher
im Schneesturmgebraus.

Ein Schulheft ist der Anfang



Wir verlassen Hanoi in nordöstlicher Richtung, fahren mit unseren Autos etwa 150 Kilometer bis nahe an die Grenze zu China. Die Straßen sind von schnurgeraden Baumreihen gesäumt. Links und rechts der Fahrtroute sehen wir winzige Hüttendörfer, aus deren Anwesen weißer Rauch emporkräuselt. Sauber grünt im Schlamm der vorüberhuschenden Felder der Reis. Ja, auch hier ist Vietnam, zwischen Saat und Ernte, ein einziger gebeugter Rücken – für den ersten Keim, der aus dem Wasser lugt oder für die volle Rispe, die auf den Schnitt wartet. Tälerweit sehen wir, wie noch immer enttrümmert wird, wie die Spuren eines langen Krieges beseitigt werden.

Willkommen in Lang Son

Wir sind nach einigen Stunden im idyllischen Tal des Sai-Ho-Gebirges. Die ersten Häuser einer Stadt, winkende Kinder, und dann plötzlich dies: Trümmer und Schuttberge, in die sich Ratten flüchten. Überall ragen zerbogene Eisenstreben heraus, haben die Gebäude gähnende Fensterhöhlen. Wir sind in Lang Son. Vor zwei Jahren wälzte sich ein gewaltiger Vernichtungskoloß gegen die Mauern der Stadt, der unter chinesischem Befehl stand. Sicher könnt ihr euch erinnern, mit welchem Zorn, mit welch leidenschaftlicher Solidarität wir damals forderten: Hände weg von Vietnam! Die 50 000 Einwohner der Stadt Lang Son zählten zu den Leidtragenden der chinesischen Aggression. Aber der Mut und die Kampfeskraft, mit der unsere vietnamesischen Freunde bereits die USA-Imperialisten zurückgeschlagen hatten, bewährte sich auch beim Sieg über die verhetzten und tierisch mordenden Söldner aus Peking.

Wir sind zu Gast in einer Schule am Rande der Stadt. Die Genossen des Regiments „Goldener Stern" von Lang Son – das Regiment trägt den Ehrennamen „Ernst Thälmann" – haben die Patenschaft über die Schule „Ho chi Minh" übernommen; sie begleiten uns auf unserem Weg zu den Schülern. Das herzliche Verhältnis der Soldaten des Volkes zu den Kindern des Volkes erinnert mich immer wieder an unser sowjetisches Ehrenmal in Berlin-Treptow: Der Soldat, der seinen Mantel schützend um die schmalen Schultern eines Kindes legt – dieses Bild wird zum lebendigen Erlebnis bei den lachenden, lernenden „Schwarzköpfchen" von Lang Son. Diese Willkommensfreude! Dieser Trubel! So empfängt man nur Mitglieder der eigenen Familie.

Genosse Dinh quang Nghi, der Direktor, führt uns durch die Schule. Flache, mit Wandelgängen versehene Steinbauten säumen einen quadratischen Hof. In seiner Mitte steht ein weitverzweigter uralter Baum, der erfrischenden Schatten spendet. Die Dächer der Häuser sind von bunt bemaltem Ziermauerwerk eingerahmt. Leider müssen wir auch hier die häßlichen Spuren einer blindwütigen Zerstörungswut erblicken: Chinesische Granaten haben Schulräume zerstört; die Kinder waren zum Glück rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden.

Der erste Eindruck unterscheidet sich kaum von dem einer Schule in unserer Republik: es herrscht aufmerksame Stille zwischen den Schulbänken. Und natürlich hört man auch mal Ermahnungen durch die Lehrer.

Aber es gibt freilich auch Unterschiede: „Wir unterrichten in den Klassen 1 bis 10" erzählt der Direktor, „wie an allen Grund- oder Oberschulen (Stufe I = 1. bis 4. Klasse, Stufe II = 5. bis 7. Klasse, Stufe III = 8. bis 10. Klasse und damit Oberschule). Am Vormittag ist Unterricht, am Nachmittag arbeiten wir in der Landwirtschaft, und am Abend kommen die Hausaufgaben dran." Die älteren Schüler sind auch bei der Rekonstruktion von Brücken tätig, die im Befreiungskampf des vietnamesischen Volkes von den Feinden zerstört worden waren. Auch Laufgräben werden von den Jungen mit ausgeschachtet – für Verteidigungszwecke, für den vorausplanenden Schutz gegen neue Aggressoren.

Sand ist oft das Übungsheft

Jetzt sind wir Mäuschen in einer Geschichtsstunde, und die 12jährige Ngo thi Tanh erzählt aus der Geschichte der Provinz. Sie schildert für uns die unmenschlichen Lebensbedingungen unter der französischen Kolonialherrschaft bis 1945, als die armen Bauern zwei Drittel des Tages für Gutsbesitzer schuften mußten. Neunundneunzig Prozent der Bevölkerung konnten nicht lesen und schreiben. Viele Einwohner, darunter Kinder, mußten an der Malaria sterben, weil nur ein Krankenhaus für die Franzosen zur Verfügung stand. Keinen einzigen Industriebetrieb gab es vor 25 Jahren in den umliegenden Gebirgsgegenden. Damit ist Ngo thi Tanh schon bei der Gegenwart angelangt und zählt auf, was es dagegen heute alles in der Provinz gibt: ein Holzverarbeitungswerk, eine Möbelfabrik, eine Papiermühle, eine Zuckerfabrik.

Vieles davon entstand mit solidarischer Hilfe der sozialistischen Länder, auch der DDR. Überhaupt: Überall, wo wir in der Schule auftauchen, spüren wir Dank, werden wir umarmt, möchten die Jungen und Mädchen Adressen tauschen, übermittelt man Pioniergrüße an alle Jung- und Thälmannpioniere. Der kleine Hang a Sang zeigt stolz einen Ranzen, der aus der DDR stammt. Zwei Atlanten aus Gotha entdecke ich, Radiergummi aus der ČSSR, Lineale und Zeichengeräte aus der Sowjetunion.

Aber auch das gehört zum Unterricht auf vietnamesisch: In den unteren Klassen haben die Schüler noch keine Schulbänke, sie sitzen draußen im Freien unter den Bäumen. Der Zeigefinger ist der Stift, der immer neu

angefeuchtete Sand ist das Übungsheft. Es fehlt noch an vielem, vor allem an Papier. Aber das braucht man, um zu lernen. „Jedes dünne Blatt Papier ist für uns ein Sieg gegen das Gestern, weil es beschrieben werden kann von jenen Kindern, die mit ihrem Wissen unser Morgen gestalten", sagt der Direktor, und ich denke an die Bedingungen, unter denen ihr, die „Frösi"-Leser, lernt. Aber was wäre die Freude über unsere Errungenschaften, wenn man sie nicht teilen könnte? „Schulhefte für Vietnam" – das ist eine große Hilfe für unsere nahen Freunde im so fernen Land. Wissen macht stark, und Stärke braucht der Sozialismus auf der ganzen Welt.

Taten und Träume

Im hübschen, bunten Hof haben sich mittlerweile fast alle Kinder der Schule versammelt. „Es hat sich herumgesprochen: es gibt ein kleines Kulturprogramm für unsere Freunde aus der DDR", verrät die Musiklehrerin.

Etwas abseits haben zwei, drei junge Musikanten Platz genommen. Zwei Mädchen betreten den Innenraum des Hofes. Mit hellen, klaren Stimmen singen sie, tänzerische Bewegungen unterstreichen ihre Darbietung. Ein neuer Text zu einer alten Volksweise erzählt von den Träumen der Kinder Vietnams. Sie wünschen sich Geborgenheit, Frieden und ein langes Leben. Ein zweites Lied ist Ho chi Minh gewidmet, dem großen Revolutionär des Landes, den alle liebevoll Onkel Ho nennen. Die Mädchen tanzen und singen. Die orangefarbenen Tücher, die sie schwingen, sind ein wunderbarer, lebhafter Kontrast zu den Blusen im kräftigen Blau.

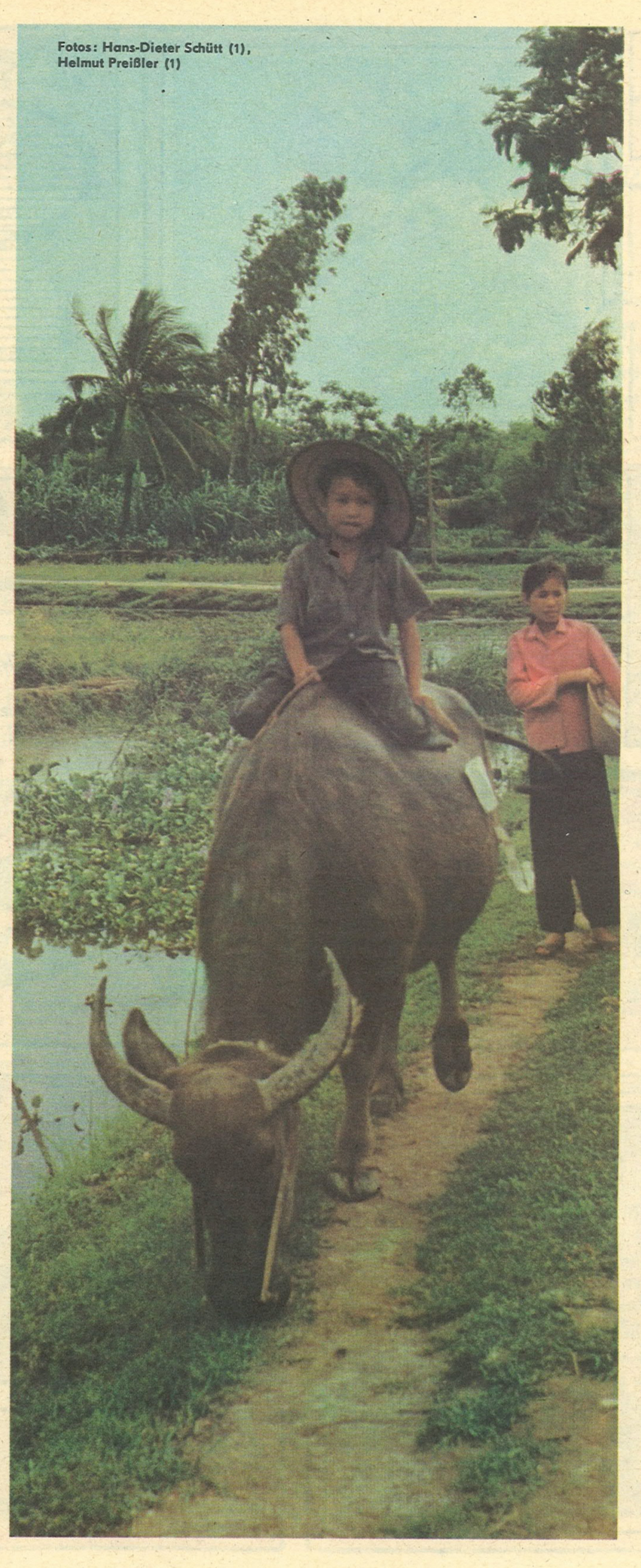
Wir kommen mit einigen Schülern ins Gespräch. Alle tragen stolz ihre Pionierkleidung, alle freuen sich, als wir ihnen das Abzeichen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" an das weiße Hemd heften.

„Was willst du werden, Nguyen duc Can aus der vierten Klasse?"

„Gute Arbeit leisten", sagt der Junge mit den pechschwarzen, struppligen Haaren kurz und bündig. Und wovon träumt er, möchte ich wissen. Lange will ihm nichts über die Lippen. Dann schließlich spricht er, verhalten, innerlich bewegt: „Vielleicht kann ich, wenn ich es schaffe, eine Fach- oder Hochschule besuchen. Bei uns in den Bergen gibt es vielfach noch keine Stromleitungen. Ich stelle mir vor, wie schön unsere Dörfer mit elektrischem Strom aussehen würden. Vielleicht kann ich es bringen, es ist mein heimlicher Wunsch."

„Erzähl uns über deine Familie, Banh thi Danh aus der zweiten Klasse!"

„Meine Mutter kam um im Kampf gegen die Amerikaner. Auch meinen Vater traf wenig später eine Bombe, die ins Reisfeld oben im Gebirge fiel.


Fotos: Hans-Dieter Schütt (1), Helmut Preißler (1)

Mein Bruder ist bei den Soldaten. Meine zwei älteren Schwestern führen den Haushalt; ich helfe ihnen dabei. Ich mache das gern, obwohl es oft schwer ist für mich. Meine Schwestern haben mich zur Selbständigkeit erzogen. So stehe ich bereits gegen fünf Uhr auf und koche den Reis für alle. Ich singe im Chor unserer Schule, das macht mir große Freude. Ein Dankeschön von mir an die Pioniere in der DDR. Das Halstuch, das ich trage, ist ein Geschenk von ihnen."

Ein Stück Solidarität

Solidarität – ein Wort, das ich oft höre auf den Wegen durch Vietnam. Auch auf den Wegen durch Lang Son. Und auch in dieser schönen Schule unter schattigen Bäumen. Wir bleiben bis zum Abend: Matt schimmernde Glühbirnen signalisieren eine noch immer angespannte Energiesituation. Stromausfälle sind also Alltäglichkeit. Ich muß an das Notstromaggregat denken, das die Schule besitzt – für die abendlichen Hausaufgaben, die die Schüler hier erledigen. Ein Notstromaggregat aus der DDR. Ein Stück Solidarität, vielleicht auch mit Hilfe der Mark, die ihr in den vergangenen Jahren gespendet habt.

Oder nehmen wir die Ludwigsfelder W-50-Lastkraftwagen, Transporter von unverwüstlicher Kraft, äußerst wichtig für den Aufbau des Landes. Ein Stück Solidarität, vielleicht auch mit Hilfe der Mark eurer älteren Geschwister, deiner Freunde aus der FDJ oder deiner Eltern. Und ich denke schon mit Freude an die vielen, vielen Schulhefte, die demnächst auf die Reise nach Vietnam gehen werden. Mit Hilfe eurer neuen Solidaritätsleistung.

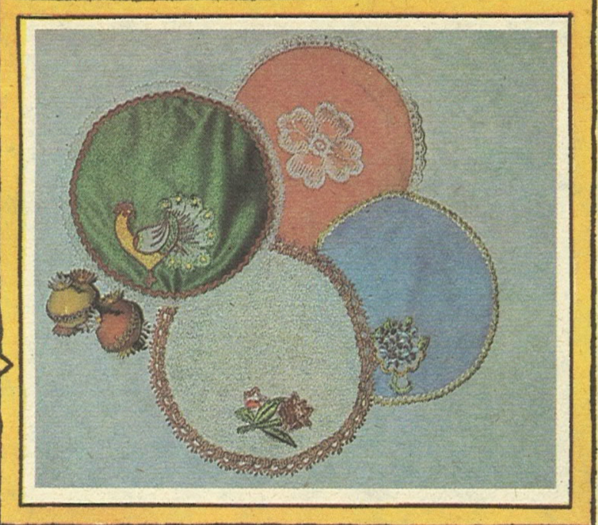
Ein Schulheft für Nguyen ist der Anfang

Schnell sinken die Abendschatten über die Schule, die Lämpchen flammen auf (auch Petroleumlampen sind dabei), das Ping-Pong der Tischtennisspieler auf dem Schulhof ist verklungen, eine Flöte ertönt aus einem der Zimmer. Die Schüler sind fast alle zu Hause. Einige, die keine Eltern oder Verwandten haben, leben im Heim, das neben dem Schulgebäude liegt. Ich denke an den Jungen, der Strom und Licht in sein Bergdorf bringen möchte. Ein schöner Traum. Ein Traum, der Wirklichkeit werden wird, weil Jungen wie Nguyen duc Can nicht allein sind, weil sie Freunde haben, weil Vietnam Freunde hat. Auch ein Schulheft für Nguyen könnte also der Anfang sein für die Erfüllung vietnamesischer Kinderträume von einer glücklichen, wissenden Zukunft.

Hans-Dieter Schütt

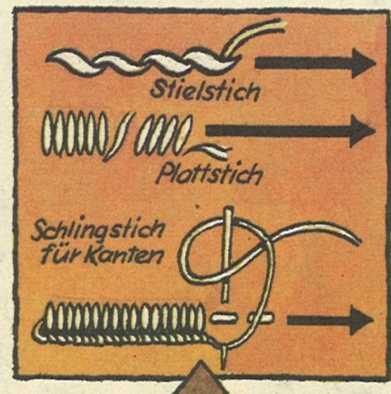
Kleinigkeiten für Frühlingsfeste und den Osterfrühstücks-Tisch stehen heute auf unserem Bastelprogramm.

Die kleinen Platzdeckchen wurden aus verschiedenfarbigen Stoffresten ausgeschnitten, am Rand abgekettelt und mit schmalen Spitzen, Zackenlitze und anderen Borten verziert. Als schmückende Details näht farblich passende Blumen- oder Tiermotive auf.

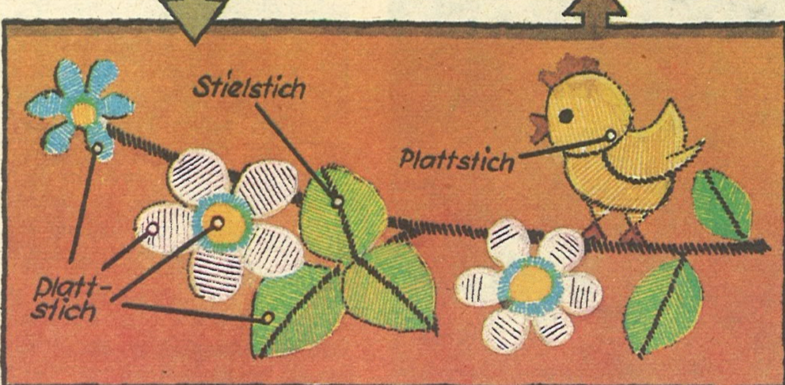


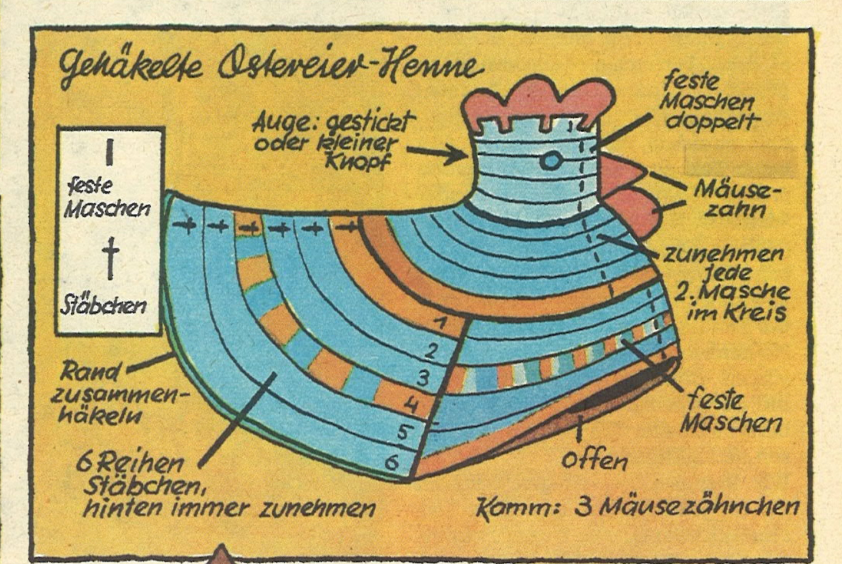


Die Platzdeckchen können auch bestickt werden. Zeichnet den Stoffumriß auf und schneidet ihn in kleinen Bogen aus. Der Bogenrand wird mit Stickgarn anderer Farbe in eng aneinanderliegenden Stichen (Langettenstichen) bestickt. Blumen- oder Tiermotive zeichnet ihr mit einem Bleistift auf dem Stoff vor.

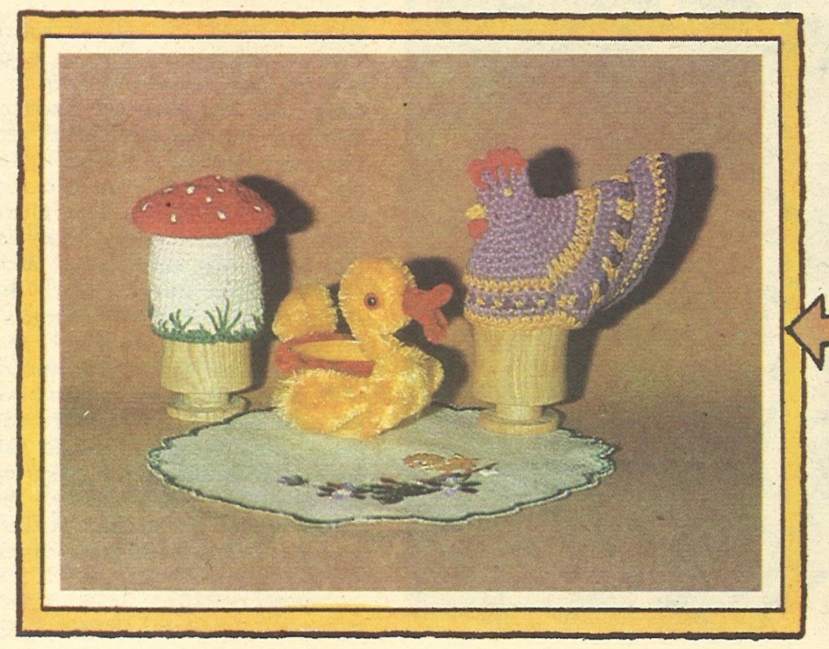








Gehäkelte Eierwärmer sind nach wie vor ein beliebter Tischschmuck auf dem Oster-Frühstücks-Tisch. Wir bieten zwei zur Auswahl. Das Osterkücken könnt ihr aus einer leeren Plastflasche nachbasteln. Schneidet den unteren Teil ab und biegt Fahrradnabenringe in die entsprechende Form. Als Augen dienen zwei kleine Knöpfe.



Ausgeblasene Eier werden einfarbig bemalt und mit kleinen Blumen- und Borterresten beklebt. Auch Plasteier könnt ihr so verzieren.

Uns erreichten viele Briefe, in denen wir gebeten wurden, eine Boutique zur Haarpflege zu veröffentlichen. Das werden wir in einem der nächsten Hefte tun.



Eure Monika

Ideen und Anfertigung: Monika Maltschewa
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Waltraud Peters

AUFRUF

zum Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Liebe Jung- und Thälmannpioniere!

Wir rufen Euch auf, am Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" teilzunehmen, der in Vorbereitung des X. Parteitages der SED das Motto trägt „Ich freu' mich auf den neuen Tag". Siegfried Schumacher, Autor vieler bekannter Kinderbücher, teilt Euch im nachfolgenden Brief seine Gedanken zum Motto des Wettbewerbs mit.
Sendet Eure Geschichten oder Gedichte unter dem Kennwort „Literaturwettbewerb der Pionierorganisation ‚Ernst Thälmann'" an die

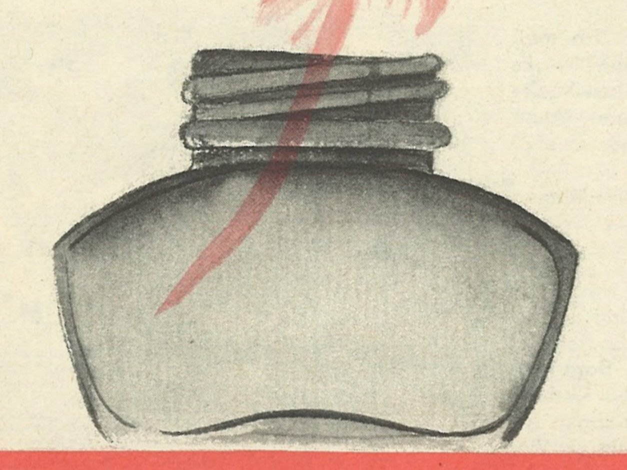
**Bezirksleitung der FDJ Eures Heimatbezirkes,
Abteilung Junge Pioniere/Schuljugend**

Bitte beachtet, daß Eure Einsendungen nur bewertet werden, wenn Ihr folgende Angaben nicht vergeßt:

**Name, Vorname
Alter und Klasse
Wohnanschrift und Anschrift der Schule**

**Pioniere, die Mitglieder einer Arbeitsgemeinschaft Schreibender Schüler sind, geben bitte die Anschrift ihres Zirkels an.
Einsendeschluß ist der 31. Januar 1982.
Erfolgreiche Teilnehmer am Wettbewerb werden durch die Zentrale Jury zu einem mehrtägigen Treffen mit Schriftstellern eingeladen. Wir wünschen Euch viel Freude beim Mitmachen!**

**Euer Zentralrat der FDJ,
Abteilung Junge Pioniere
Massenarbeit**



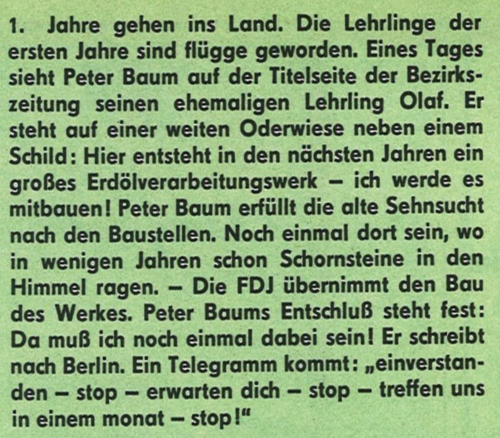
„Ich freu' mich auf den neuen Tag"

Lieber Pionier!

**Ich weiß nicht, ob es Dir auch so geht:
Wenn ich abends zu Bett gehe, überdenke ich noch einmal ganz ehrlich den vergangenen Tag mit meinen Erfolgen und den gemachten Fehlern, und ich denke daran, was der neue Tag bringen wird. Das ist so eine Angewohnheit von Kindheit an.
Sicher werden das viele von Euch auch tun. Da freust Du Dich am Abend, weil Du am nächsten Tag Geburtstag hast.
Du überlegst, was Ihr alles anstellen könnt, damit nicht nur Du, damit auch Deine Gäste ihre Freude haben. Oder Du freust Dich auf den Wandertag morgen. Mit dem Fahrrad geht es an einen See, der tief mitten im Wald liegt, um den herum mächtige Bäume mit ihren breiten Kronen rauschen.
An so einem See könnt Ihr ein spannendes Geländespiel machen.
Vielleicht denkst Du mit ein wenig Aufregung an die Klassenarbeit, die geschrieben werden soll. Morgen abend wirst Du mehr wissen, und Du wirst froh und glücklich sein, wenn Du diese Arbeit gemeistert hast. Du freust Dich auf den Pioniernachmittag. Du wirst Dein Lieblingsbuch vorstellen. Vielleicht sind es auch Deine Briefmarken, Dein gerade fertiggestelltes Schiffsmodell oder etwas ganz anderes, in dem Deine Mühe steckt. Vielleicht erzählst Du von Deiner Freundin Anna, die fern von Dir in der Sowjetunion in Baku wohnt. Du wirst aus ihren Briefen vorlesen, berichtest aus ihrem Leben, von ihren Freuden und Freunden.
Sicher denkst Du auch an Kinder, die nicht wie Anna und Du in Frieden und Geborgenheit leben.
Du überlegst, wie Du helfen kannst, damit alle Kinder unserer Erde ohne Angst vor dem Morgen sein können.
So liegst Du mit Deinen Wünschen und Träumen und bist gespannt, was der neue Tag Dir bringen wird, was Du tun kannst, daß dieser neue Tag ein guter Tag wird.
Das leichte Kribbeln in der Magengegend stört nicht, es gehört mit zu Deiner Erwartung. Es ist ein Teil Deiner Freude. Wer richtig lebt, wer mit beiden Beinen fest auf der Erde steht, wer aktiv ist, wer seinen Kopf nutzt und dazu beiträgt, jeden Tag Neues, Besseres in unserem Leben hervorzubringen, kurz, wer kein langweiliger Mensch ist, muß sich einfach auf den neuen Tag freuen und gespannt und voller Erwartung sein.
Was hältst Du davon, wenn Du Dich gleich hinsetzt und diese Freude und Erwartung aufschreibst?
Wenn Du aufschreibst, was Dir an unserem Leben gefällt, wirst Du vieles noch einmal erleben und die Welt um Dich herum schärfer sehen.
Überlege auch, wem Du mit Deiner Geschichte oder Deinem Gedicht eine Freude machen möchtest.
Schreib auf, was Du erlebst, was Du beobachtest, was Dir gefällt, was Dich stört! Schreib alles auf, von dem Du glaubst, daß es gut und richtig ist, zu Papier gebracht zu werden.
Es wird Dir vieles einfallen, denn unsere Welt ist bunt und weit und groß wie Deine Wünsche und Träume und Taten.**

Siegfried Schumacher



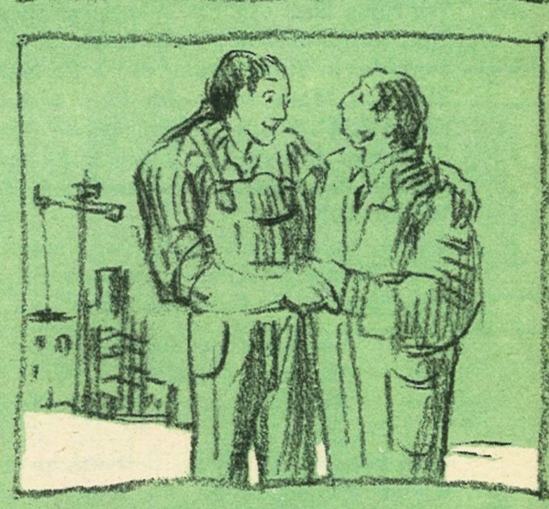

1. Jahre gehen ins Land. Die Lehrlinge der ersten Jahre sind flügge geworden. Eines Tages sieht Peter Baum auf der Titelseite der Bezirkszeitung seinen ehemaligen Lehrling Olaf. Er steht auf einer weiten Oderwiese neben einem Schild: Hier entsteht in den nächsten Jahren ein großes Erdölverarbeitungswerk – ich werde es mitbauen! Peter Baum erfüllt die alte Sehnsucht nach den Baustellen. Noch einmal dort sein, wo in wenigen Jahren schon Schornsteine in den Himmel ragen. – Die FDJ übernimmt den Bau des Werkes. Peter Baums Entschluß steht fest: Da muß ich noch einmal dabei sein! Er schreibt nach Berlin. Ein Telegramm kommt: „einverstanden – stop – erwarten dich – stop – treffen uns in einem monat – stop!"





2. Peter Baum fährt in die kleine Stadt. Ihre engen Straßen tragen noch viele Kriegsnarben. Peter Baum fragt nach dem Weg. „Wohin wollen Sie? Zu welcher Baustelle? Ach so... Sie meinen die Wiese." – Er sucht den Baustab. Drei Ingenieure sind bereits angekommen. Sie fahren hinaus zum künftigen Baugelände.

3. Im Mai reisen die ersten FDJler an. Peter Baum empfängt sie. „Das Werk, Freunde, ist für unsere Republik lebenswichtig. Von eurer Arbeit hängt viel ab." Eine kräftige Hand hält ihn. „Tag, Genosse Baum." – „Ich werd' verrückt, Olaf! Wo bellt denn dein Robinson jetzt?" – „Der hütet Schafe im Dorf, gefällt ihm!"

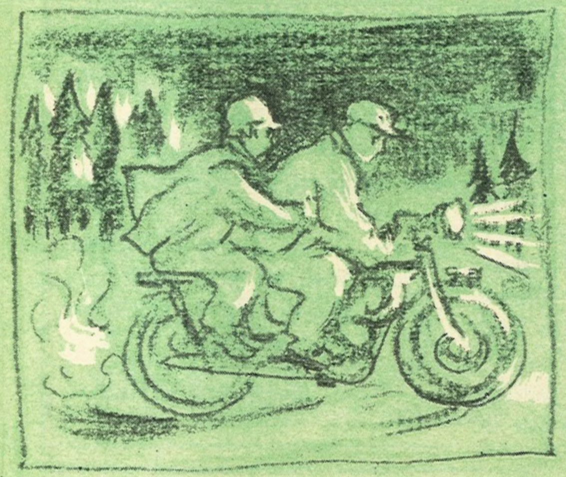


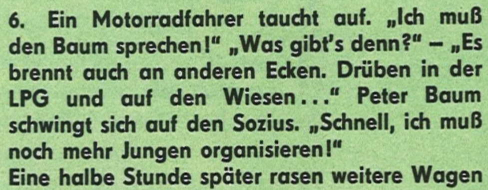


4. Die Neuankömmlinge beziehen ihre Unterkünfte. Tausende junge Leute aus allen Teilen des Landes reisen an. Baugruben werden ausgehoben, Kranhälse drehen sich, Straßen entstehen. Peter Baum, immer im Blauhemd, ist auf der Baustelle wie ein bunter Hund bekannt. Die Jungen holen sich von ihm Rat.

5. In einer Sommernacht schrillt das Telefon. Peter Baum greift zum Hörer: „Was, der Wald brennt? Wo?" Er trommelt zwei Dutzend Freunde zusammen. „Wahrscheinlich Brandstiftung", sagt einer der Feuerwehrleute. Die Jungen packen kräftig zu. Sandstreifen sollen die Feuerwalze aufhalten. Doch in den Wipfeln springen die Flammen von Kiefer zu Kiefer.






6. Ein Motorradfahrer taucht auf. „Ich muß den Baum sprechen!" „Was gibt's denn?" – „Es brennt auch an anderen Ecken. Drüben in der LPG und auf den Wiesen..." Peter Baum schwingt sich auf den Sozius. „Schnell, ich muß noch mehr Jungen organisieren!"
Eine halbe Stunde später rasen weitere Wagen mit FDJlern zu den gefährdeten Orten.

7. Peter Baum fährt die Brandstellen ab, organisiert zusätzlich Hilfe, greift zum Spaten. Ein Melder bringt die Nachricht: Die Barackenstadt steht in Flammen! Die Jungen fürchten um ihre Habe. Peter Baum jagt ins Lager. Als er sich der Barackenstadt nähert, sieht er: Vier Baracken stehen in Flammen.

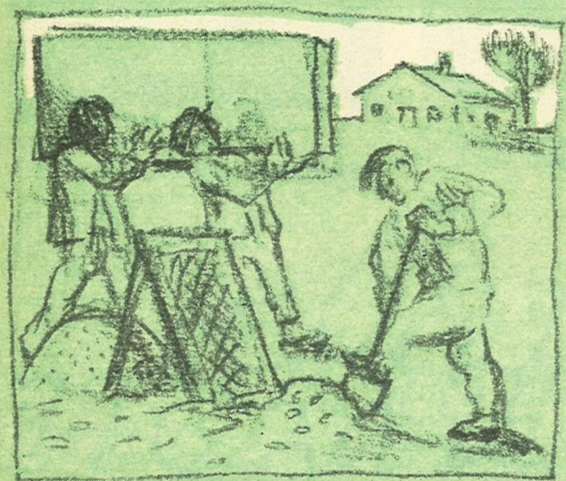


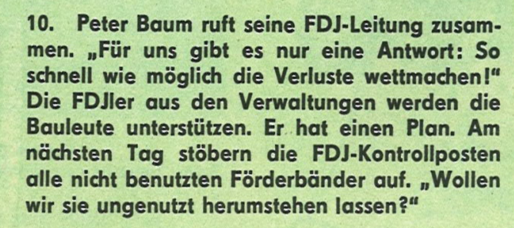


8. Auch die Kulturbaracke brennt. Verzweifelt versucht Peter Baum, die lodernde Flammenmauer zu durchbrechen. Feuerwehrmänner halten ihn zurück. „Da ist nichts mehr zu machen, Kumpel!" – „Was ist mit der Wasserleitung?" schreit er. „Zerstört." Peter Baum hastet zum Brunnen, aus dem die Feuerwehr versucht, genügend Wasser herauszupumpen. Vergebens.

9. Am Morgen stehen alle erschöpft vor den verkohlten Resten der vier Baracken. Ein Übergreifen des Feuers auf das übrige Lager konnte verhindert werden. Viele Freunde haben alles verloren – ihre Sachen, auch Mopeds, Fahrräder, Radios. Weggeworfene Benzinkanister beweisen eindeutig: Auch hier war es Brandstiftung.

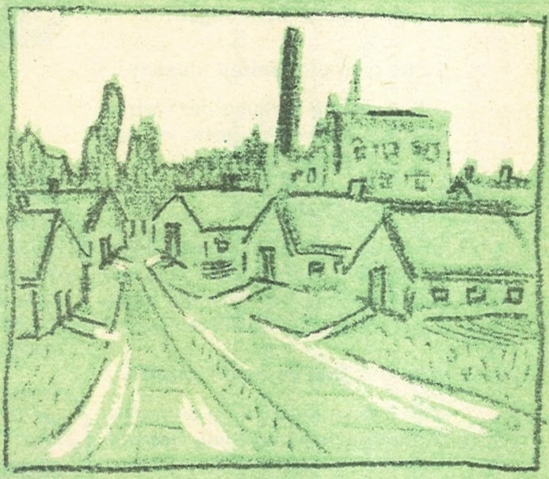






10. Peter Baum ruft seine FDJ-Leitung zusammen. „Für uns gibt es nur eine Antwort: So schnell wie möglich die Verluste wettmachen!" Die FDJler aus den Verwaltungen werden die Bauleute unterstützen. Er hat einen Plan. Am nächsten Tag stöbern die FDJ-Kontrollposten alle nicht benutzten Förderbänder auf. „Wollen wir sie ungenutzt herumstehen lassen?"

11. Nach Feierabend beginnt der erste freiwillige Einsatz. Anfangs geht die Arbeit nur langsam voran. Bald entbrennt ein regelrechter Wettbewerb. Nach einigen Wochen sind alle Planverluste aufgeholt. Der Polizei ist es inzwischen gelungen, einige der Brandstifter zu überführen und zu verhaften.

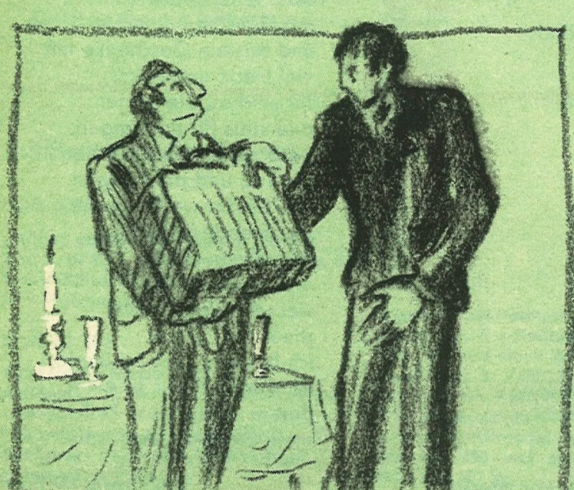




12. Das Werk wächst. Schon ist die Pipeline angeschlossen, die über viertausend Kilometer das Erdöl aus der Sowjetunion bringen wird. Hinter dem Rücken der grauen Katen der kleinen Stadt streben helle, zehngeschossige Wohnhäuser in den Himmel. Peter Baum staunt selbst, was sie in den vier Jahren hier alles verändert haben.

13. Der Tag, an dem das erste Erdöl fließt, wird ein Festtag für alle. Peter Baum hat noch einen persönlichen Grund zu feiern: Ein Vierteljahrhundert ist es her, daß er aus seinem kleinen Dorf im Süden aufbrach. Auf einem Ehrenplatz sitzt Otto Larras, der ehemalige Bürgermeister von Zappendorf. „Ich gratuliere dir, Peter", sagt er. „Du hast meinen Koffer, den ich dir damals gab, immer an den richtigen Platz getragen. Danke."





14. Peter Baum hebt den abgewetzten Koffer hoch. „Ich weiß noch wie heute, wie du zu mir sagtest: ‚Geh mit dem Koffer auf die Reise für unsere Sache . . .' Das habe ich versucht zu tun. Du, Otto, hast mir den Antrieb dazu gegeben, damals vor 25 Jahren . . ."
Sie stoßen alle mit einem Glas Sekt an. Peter Baum hält noch immer den Koffer in der Hand. Dann wendet er sich an Olaf, der bei ihm das Mauern lernte: „So, mein Junge, heute überreiche ich ihn dir und ich gebe dir die gleichen Worte mit auf den Weg wie mir damals Genosse Larras: Geh mit ihm auf die Reise für unsere Sache . . ."

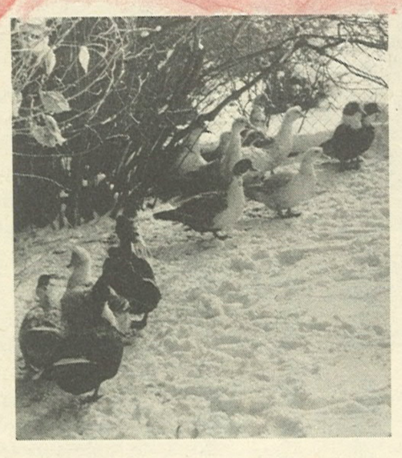
ENDE

Text: Hans-Gert Schubert
Zeichnungen: Sabine Kahane

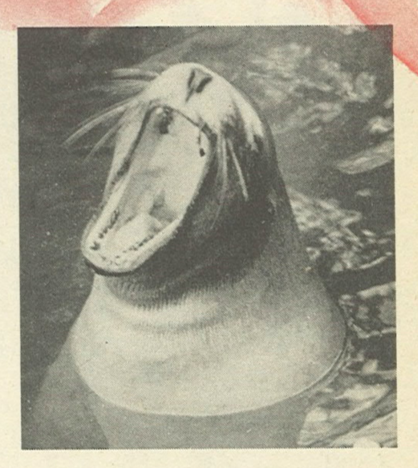


Zeichnungen: Heidi Fritzsche

Hier zwei Schnappschüsse von unserem Fotowettbewerb „Was euch gefällt"



Karsten Münch, Hergisdorf
„Enten, antreten zum Gänsemarsch!"



Jens Plonka, Dresden
„Frau Zahnärztin, unten der dritte von links tut weh."

FRÖSI-BRIEFKASTEN

Streit um Zeit

Sollte man Freizeit planen, und wie gestaltet ihr eure Freizeit? So fragten wir euch in Heft 9/80. Im folgenden einige Meinungen:

Sollte man die Freizeit planen?

„Ja, denn die Planung der Freizeit hilft, sie sinnvoll zu gestalten und die Zeit richtig einzuteilen."

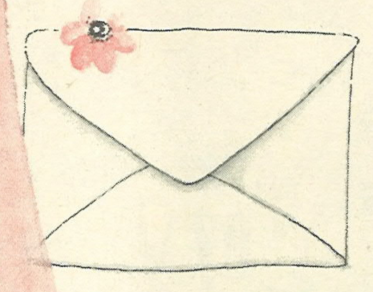
Ist Freizeit Ruhezeit?

„Freizeit muß nicht immer Ruhezeit sein, sondern mehr eine aktive Erholung, bei der man beliebige Tätigkeiten ausführen kann."

Wie gestaltet ihr eure Freizeit?

„Ich nehme regelmäßig an meiner Arbeitsgemeinschaft teil, beschäftige mich mit persönlichen Sachen, z. B. Briefe schreiben, und helfe meinen Eltern bei der Hausarbeit oder lese Bücher."

Claudia Niedermanner, 2731 Lützow



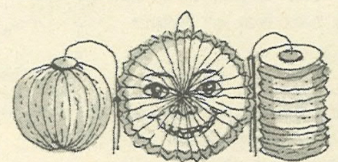
„Ich habe meine Freizeit eingeteilt, zweimal in der Woche habe ich Handballtraining (montags und donnerstags). Freitags ist Jagdhornblasen und am Mittwoch ist die Arbeitsgemeinschaft Plattdeutsch. Mir macht alles viel Spaß."

Karin Reimann, 2731 Lützow

„Meine Freizeit ist voll ausgefüllt. Mittwochs zum Beispiel habe ich Training und ebenfalls noch die Lernpatenschaft für Mathematik. Durch gegenseitige Unterstützung und Hilfe konnten wir in unserer Klasse schon vielen aus schwierigen Situationen heraushelfen."

Heike Schmieder, 9200 Freiberg

In unserer Pioniergruppe ist immer etwas los . . .



Faschingsfest

„Demnächst führen wir in unserer Schule eine Faschingsfeier durch. Der Geldbetrag, der sich aus der Differenz von ‚Körpergröße minus 1,– M' ergibt, wird auf das Solidaritätskonto überwiesen."

Stephan Preiß, Sangerhausen

Wissensquiz

„An den Pioniernachmittagen in unserer Klasse haben wir schon oft ein Wissensquiz durchgeführt. Das macht uns allen sehr viel Spaß. Es gibt auch immer etwas zu gewinnen.
Die Pioniernachmittage plant der Gruppenrat. Manchmal helfen auch das Elternaktiv oder die Patenbrigade. In unserer Pioniergruppe bin ich Mitglied der Kommission ‚Naturwissenschaft und Technik', da ich mich sehr für diese Gebiete interessiere. Diese Kommission organisiert in jedem Jahr die MMM. Ich habe mich bisher an jeder Schulmesse beteiligt, weil mir das Basteln der Exponate sehr viel Freude bereitet."

Steffen Mierisch, 8044 Dresden

Lieblingsspielzeug

„Wir gestalten unsere Pioniernachmittage sehr interessant. Zum Beispiel kann jeder sein liebstes Spielzeug mitbringen. Oder wir denken uns Episoden aus unserem Leben aus. Sie sind sehr vielseitig. Natürlich geht es bei Diskussionen manchmal ‚hart auf hart'. Ich bin im Gruppenrat und arbeite als Wandzeitungsredakteur. Schon mehrmals fertigten wir für unsere Patenbrigade eine Wandzeitung an."

Uta Graupner, 9105 Kändler



Wintermorgen in der Grube

Fern der Wald –
wie eine schwarze Mauer,
hinterm Stellwerk –
E-Loks auf der Lauer.
Müde Sonne
bricht durch Nebelwände –
Kälte beißt,
im Fäustling frieren Hände.

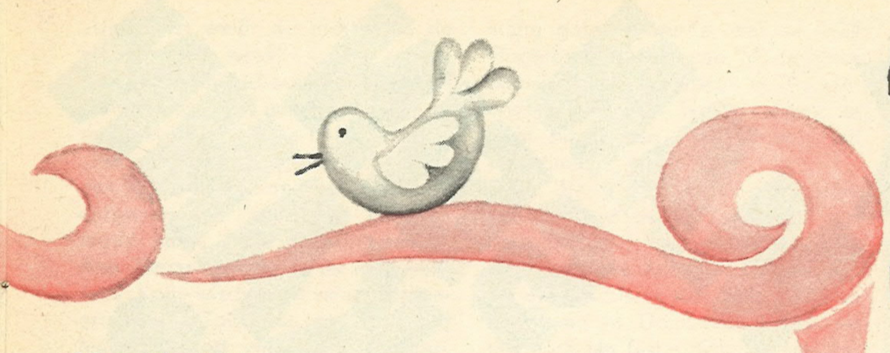
Bagger kriechen
an der Böschungskante,
dann erlischt ein Licht,
das fahl noch brannte.
Unten liegen Krater,
ist die Grube,
liefert Kohle für die
warme Stube.
Aber wir hier draußen
woll'n nicht rasten,
scheuen keinen Frost
mit seinen Lasten –
tragen Schienen, Schwellen
in die Gleise, gute Arbeit –
das ist unsre Weise.

Walter Block, 7801 Hohenbocka

Gruß den Frauen!

Gruß euch, ihr Frauen,
ihr Mütter, ihr Mädchen,
all ihr Fleißigen
in unserem Städtchen.
Bald feiern wir wieder
den 8. März
und basteln Geschenke mit
viel Liebe und Herz.
Ihr seid es, die immer
und stets für uns sorgen,
ganz gleich, ob am Abend,
am Tag und am Morgen.
Wir Kinder wollen euch
viel Freude bereiten.
Wir lernen richtig
und packen mit an,
viel schneller ist dann
die Arbeit getan.
Ich bin zwar nur Schülerin,
aber nicht mehr so klein,
darum sollen diese Zeilen
mein Dank für euch sein.

Grit Kirsten, 757 Forst



Mein Vorbild

„Mein Vati ist für mich ein Vorbild, weil er in seiner Arbeit selbst hohe Leistungen vollbringt und für die Arbeit vieler Werktätiger des Industriezweiges Rundfunk und Fernsehen die Verantwortung trägt.
Die Arbeit meines Vatis wurde durch die Regierung der DDR und das ZK der SED mit hohen staatlichen Auszeichnungen gewürdigt.
Als Parteiorganisator des ZK der SED ist mein Vati für die gesamte politische und ideologische Arbeit zur Realisierung der Beschlüsse der Partei im Industriezweig für zwanzigtausend Werktätige verantwortlich.
Neben dieser hohen Verantwortung ist er auch aktiv in der Kampfgruppe tätig, um unsere friedliche Entwicklung zu schützen. Auch im Elternaktiv unserer Klasse arbeitet er seit dem ersten Schuljahr mit. Er hat auch immer Zeit für meine Probleme und Sorgen, obwohl er selten zu Hause ist.
Mein Vati hat sich vom Maler und Lackierer über den Meister und Industrie-Ökonom bis zum Diplomgesellschaftswissenschaftler im Fernstudium qualifiziert.
Er ist immer gerecht, hilfsbereit, aber auch streng. Er besitzt eine hohe Achtung bei vielen Menschen in unserer Republik und im Ausland. Er ist für mich ein großes Vorbild, so strebsam und ehrlich wünsche ich mir meine Freunde. Ich möchte meinem Vati nacheifern, deshalb muß ich viel lernen."

Kerstin Lange, Klasse 7 der „Ernst-Rietschel-OS", 8514 Pulsnitz

Zeit zum Lesen nehmen

„Menschen, die glauben, sie haben keine Zeit zum Bücherlesen, wissen noch nicht, daß die Literatur ihnen viel mehr gibt, als sie ihnen Zeit nimmt."

Ruth Werner

Lies doch mal . . .

„Buttje Pieter und sein Held" von Max Zimmering, Dietz Verlag Berlin.
Im Jahre 1944 erfährt der zwölfjährige „Buttje" zum ersten Mal etwas von Ernst Thälmann. Er ist so beeindruckt von der Persönlichkeit des großen Arbeiterführers, daß er sich entschließt, heimlich nach Hannover zu fahren. Er will versuchen, dem eingekerkerten Ernst Thälmann zu helfen. Max Zimmering erzählt fesselnd von den revolutionären Kämpfen, die er selbst miterlebte, und läßt den Leser Ernst Thälmann erleben.

„Binh und der Mondkuchen", Autorenkollektiv, Verlag Junge Welt.
In diesem Buch der Internationalen Jungpionierreihe wird vom Leben der Pioniere der Sozialistischen Republik Vietnam erzählt. Es enthält Beiträge über die gesellschaftlich-nützliche Tätigkeit der „Ho-chi-Minh"-Pioniere, über ihre Symbolik und Erzählungen, die über die Heimat der vietnamesischen Kinder, den Nationalfeiertag und das Lernen berichten.

Auflösungen der Preisausschreiben

Heft 9/80:

„Frösis" großer Schulwegtest (Poster)
2. a; 3. b; 4. b; 5. a; 6. a; 7. c; 8. a, b, c
Riesen-Rätsel-Ratetest:
G – Wohnungsbau

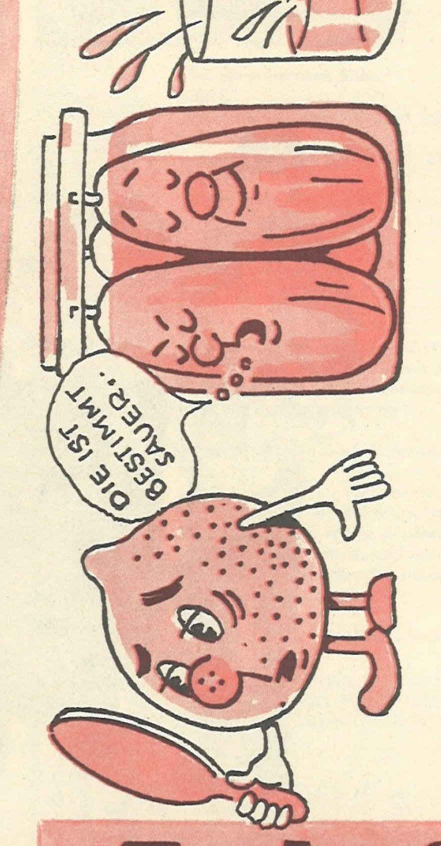
Heft 10/80:

Start frei für Runde zwei!
Auflösung: C – Sozialistischer Wettbewerb
Wie kann man richtig beurteilen?
Auflösung: Soli-Basar, Körperpflege, gegenseitige Hilfe

Heft 11/80:

Riesen-Rätsel-Ratetest
Auflösung: A – Sozialpolitik
Tüte trifft auf einen Riesen
Auflösung: 1. CKB, 2. Wofalor, 3. drei von mehr als 4 000 Produkten
Wer überbietet sein Gewicht?
Auflösung: Gewertet wurden alle Zahlen zwischen 290 und 305 kg. Haargenau waren es 297 kg.





Zeichnungen: Otto Sperling

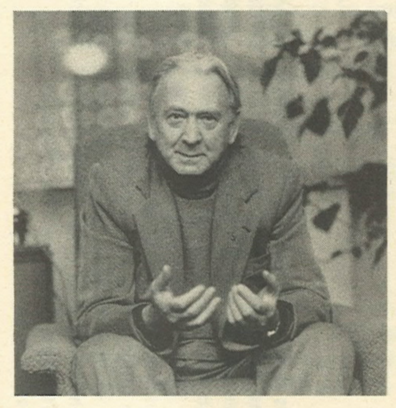
In diesem Heft findet ihr einen kleinen Streifen blaues Papier. Der darin enthaltene Farbstoff „Lackmus" wird aus Flechten gewonnen, die an den Küsten Frankreichs, Englands, Skandinaviens und des Mittelmeeres wachsen. Daher hat das Papier auch seinen Namen – es heißt Lackmuspapier.
Ihr könnt es insbesondere zur Prüfung des sauren Charakters von wässrigen Lösungen verwenden. Also: Ist der Essig wirklich sauer? Lackmuspapier befeuchten – tatsächlich, es färbt sich rot. Probiert das außerdem mit Zitrone, Fruchtsäften, Milch und anderen Flüssigkeiten.
Nach dem folgenden Rezept läßt sich das Lackmuspapier in ein Polreagenzpapier „umfunktionieren": „Ein Teelöffel Salz wird in einer Mischung von einem Teelöffel Essig und einem Eßlöffel Wasser aufgelöst. Damit tränkt ihr das Lackmuspapier, es nimmt eine rötliche Färbung an. Nun drückt ihr beide Pole einer Flachbatterie auf den noch feuchten Streifen. Am Minuspol färbt sich das Papier blau.
Indikatoren dieser oder ähnlicher Art sind in Wissenschaft und Technik unerläßlich, weil die geschmackliche Prüfung unbekannter Lösungen lebensgefährlich sein kann. Deshalb gilt auch hier der Grundsatz: Studieren geht über Probieren!
Wir wünschen euch interessante Forschungsergebnisse mit dem Lackmuspapier.
Und immer daran denken: Sauer macht rot!

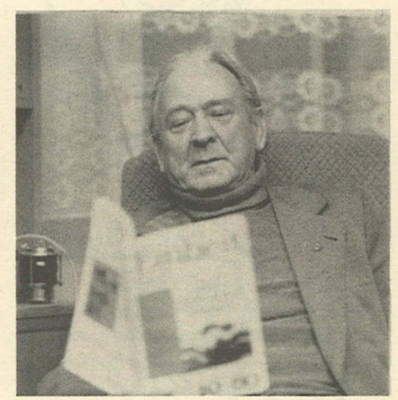
Dr. Peter Lobitz

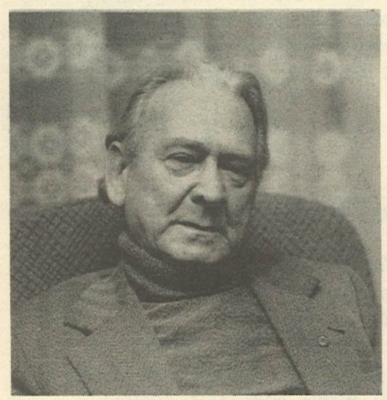
WIE STARK MAN SEIN KANN

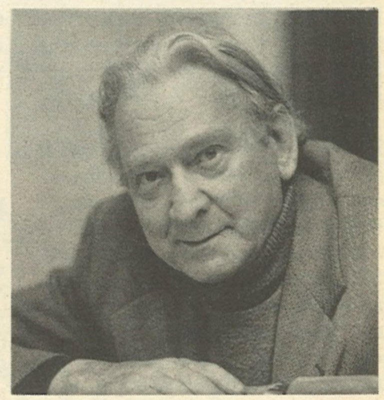


Fotos: Harald Almonat
Zeichnungen: Ch. Nahser









Karl Mewis hatte ein Problem. Und immer, wenn der 15jährige Lehrling ein Problem hatte, ging er 'rüber zu Kalle in die Schmiede. Denn Kalle war sein Freund. Kalle hieß eigentlich Karl Schröder und war wesentlich älter, aber er war ein richtiger Kumpel, zu dem man mit allen Fragen und Sorgen gehen konnte. Denn Kalle war auch Kommunist.

Wenn die Direktoren oder die Meister mit ihm sprachen, knurrten sie nicht einfach wie sonst üblich: Schröder, mach mal dieses, hol' mal jenes!, sondern sie redeten äußerst höflich (auch wenn es ihnen sichtlich schwerfiel): „Herr Schröder, könnten Sie bitte veranlassen..." Das lag wohl daran, weil sie vor dem Kommunisten Schröder Respekt hatten, und weil der obendrein Vorsitzender des Betriebsrates war. Der Betriebsrat war eine Einrichtung, die sich die 7 000 Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten Kassel geschaffen hatten, um ihre Forderungen gegenüber den Besitzern des Betriebes durchsetzen zu können. Natürlich paßte den Chefs ein solcher Betriebsrat nicht, in dem Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten und andere kluge Arbeiter vertreten waren. Dadurch konnten sie im Betrieb nicht mehr schalten und walten, so wie sie es wollten, auch wenn sie nach wie vor die Herren der Werkstätten waren. Aber es gab nun einmal diesen Betriebsrat, also mußten sie ihn widerwillig akzeptieren. Tat man es nicht, so riefe der Schröder womöglich seine Leute. So war das. Denn die Geschichte, die hier erzählt werden soll, trug sich 1922 zu.

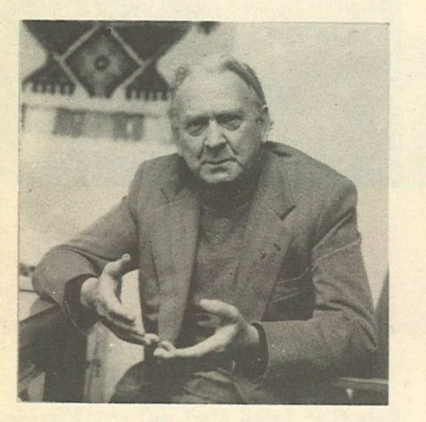


Karl Mewis war von den 120 Lehrlingen zum Vertrauensmann der Gewerkschaftsjugendgruppe gewählt worden. In dieser Eigenschaft ging er an diesem trüben Herbsttag hinüber zu Kalle Schröder. Mit seinem ganzen Körpergewicht stemmte er sich gegen das schwere Stahltor der Schmiede und schob es einen schmalen Spalt beiseite, durch den er in die riesige Halle schlüpfte. Dröhnender Lärm umfing ihn. Tonnenschwere Luftdruckhämmer krachten rhythmisch auf rotglühende Eisenteile, die von geschickten Arbeitern mit großen Zangen auf einem Amboß gedreht und gewendet wurden. Rums, rums, rums. Der Fußboden vibrierte leicht – Karl spürte es deutlich durch die Schuhsohlen. Fast am Ende der Reihe arbeitete Kalle; er sah ihn schon von weitem.

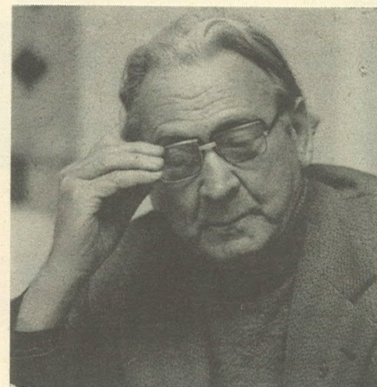
Kalles nackter Oberkörper glänzte, als hätte man ihn wie einen Pfannkuchen in Öl gebadet. Der Schweiß lief in Bächen von der rußverschmierten Stirn zum Kinn und tropfte schließlich von dort zu Boden. Rums, rums, rums, machte der Hammer. Dann steckte Kalle das Teil mit der Zange zurück in die Höllenglut daneben. Die Funken stoben zwischen den Koksstücken hervor, als er den Blasebalg trat und das Feuer erneut entfachte. Der Widerschein der Glut färbte Kalles Haut zu Kupfer. „Na, Karl, was gibt's?" Er drehte sich dem großgewachsenen Jungen zu.

„Wir haben bei uns in der Lehrwerkstatt einen Gesellen, der schikaniert uns. Besonders auf den Willi Danz hat er es abgesehen. Das ist so ein kleiner Schüchterner."

„Und jetzt weißt du nicht, was du machen sollst, was?"
Karl nickte und schaute Kalle ins Gesicht, in das – wie immer – eine pechschwarze Haarsträhne hing.
„Was habe ich dir gesagt, als du in den Kommunistischen Jugendverband aufgenommen wurdest? Einigkeit macht stark, habe ich dir gesagt. Also: Gemeinsam müßt ihr euch wehren!" Kalle wischte mit seiner Riesenpranke die Tolle aus der Stirn und hinterließ dort eine neue Rußspur. „Wenn der Geselle wieder einem von euch ans Leder will, dann zeigt ihm



gemeinsam die Faust. Klar? So, Großer, und nun trab zurück, sonst flikken sie dir noch was ans Zeug."
Als Karl in die Lehrwerkstatt kam, sah er gerade noch, wie zwei Lehrgesellen den sich heftig wehrenden Willi Danz in die Meisterbude zerrten. Karl stürmte quer durch die Halle, schnappte sich im Laufen einen herumliegenden Hammer und rief den anderen Lehrlingen zu: „Kommt mit!" Ohne sich umzusehen, stürzte er in die Bude hinein. Die zwei Gesellen und der Meister schlugen heftig auf Willi ein.
„Laßt den Willi los!"
Die drei ließen augenblicks von Danz ab und drehten sich um.
„Was willst du ... wollt ihr?" Der Meister prallte zurück. Durch die Tür strömten alle Lehrlinge und standen wie eine Wand. Das hatte es hier noch nicht gegeben. Karl Mewis trat einen Schritt vor. „Wir wollen, daß Sie endlich den Willi in Ruhe lassen!" Und mit fester Stimme fügte er noch an: „Und daß endlich die Schikanen aufhören. Wenn nicht ... Wir sind 120 – Sie nur drei!"
Der Meister und die Lehrgesellen nickten nur verstört, unternahmen keinen Versuch, sich zu rechtfertigen. Womit auch? Niederlagen macht man nicht durch Sprüche rückgängig. Und Karl Mewis? Der hatte zum ersten Male richtig gespürt, wie stark man sein kann, wenn man sich einig ist.
In den folgenden Jahren spürte Karl Mewis noch oft die Solidarität und die Stärke der Arbeiterklasse, die aus ihrer Einigkeit erwächst. Als er zum Beispiel für sechs Monate in die Festung gesperrt wurde, weil er 1924 Flugblätter gegen den Militarismus verteilt hatte, da waren es die Genossen, die ihm halfen, damit er nicht hinter den Kerkermauern vor die Hunde ging.
Doch die große Einheitsfront aller Arbeiter, von der er (und viele andere mit ihm) immer träumte, kam nicht zustande. Auch in der Zeit nicht, als die Faschisten sich breitzumachen begannen in Deutschland und sie nur noch ein festes Bündnis von Sozialdemokraten, Kommunisten und aller Antifaschisten hätte stoppen



können. Denn die verantwortlichen Parteiführer der Sozialdemokraten sagten immer wieder „Nein" zu den Vorschlägen der Kommunisten, gemeinsam gegen die Nazis vorzugehen. Viele der Genossen in der SPD erkannten, daß dies ein Fehler war. Aber es waren leider zu wenige: 1933 kamen in Deutschland die Faschisten an die Macht, weil die Arbeiterklasse gespalten war. Das kostete Millionen Menschen das Leben – sie wurden von der Gestapo zu Tode gefoltert, in Konzentrationslagern umgebracht, schließlich in den Krieg geschickt, aus dem sie nicht wiederkamen.
Das durfte sich nicht wiederholen! Karl Mewis und alle Genossen wußten, was dafür als erstes nach der Befreiung durch die Sowjetarmee zu tun war: Die Spaltung der Arbeiterklasse mußte endlich beseitigt werden! Karl Mewis, der 1937 ins Zentralkomitee der KPD gewählt worden war, saß schließlich am 21. und 22. April 1946 unter den über eintausend Delegierten von SPD und KPD im Berliner Admiralspalast und stimmte für den Zusammenschluß. Denn Einigkeit macht stark! In diesen Tagen erinnerte sich Karl Mewis auch an jenes Erlebnis, das er vor langer Zeit einmal als Lehrling hatte. Lang war der Weg bis hierher gewesen, lang und opferreich. Nun hatten endlich die Arbeiter die Lehren aus der Geschichte gezogen.
Karl Mewis ist heute 73 Jahre alt und lebt in Berlin-Pankow. Doch sein Kräftevorrat ist noch lange nicht aufgezehrt.

Frank Schumann

Timurhelfer bringen Freude...

Das ist auch die Meinung von Gubener Timurhelfern. Sie handelten nach dem alten Sprichwort: „Man soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen", und deshalb berichteten sie auf einer Rechenschaftslegung über die Erfüllung des Pionierauftrages „Pioniersignal X. Parteitag" von ihren Timurtaten. „Frösi" will euch diese Spielszene nicht vorenthalten. Bestimmt könntet auch ihr in der Pioniergruppe daran Spaß haben.

Wir sind Gubener Timurs

MITWIRKENDE:
Timurbrigadeleiter (TBL), Timurhelfer Martina, Dirk, Christiane, Silke, Sabine, Marion.
REQUISITEN:
Notizbuch, Staublappen, Besen, Einkaufstaschen, Kohleneimer, Harke, Plastetüte mit Wurstzipfel.
AUFTRITT:
Die Timurbrigade kommt auf die Bühne und singt ihr Auftrittslied „Wir sind Gubener Timurs".
TBL:
(schlägt Notizbuch auf): „So, hier werden wir uns trennen, und ihr könnt jetzt etwa bis 17.30 Uhr euren Timurpflichten nachkommen. Martina, wo gehst du jetzt hin?"
MARTINA:
„Ich gehe zu Oma Lehmann die Stube sauber halten. Sie hat sich einen Fuß verknackst und kann schlecht auftreten."
TBL:
„Einverstanden. Und Dirk, was hast du vor?"
DIRK:
„Ich gehe wieder für Herrn Schröder einkaufen."
TBL:
„Geht in Ordnung. Jetzt kommt die Christiane dran. Wo hilfst du heute?"
CHRISTIANE
(hält den Besen hoch): „Na, wo schon? Ehe Opa Schulze von der Arbeit nach Hause kommt, soll der Hof vom liegengebliebenen Streusand befreit sein."
TBL:
„So, da wäre noch Silke."
SILKE:
„Ich gehe zu Oma und Opa Schmidt und trage ihnen die Kohlen hoch."
TBL
(schaut skeptisch Silke an): „Das ist doch für dich viel zu schwer."
SILKE
(etwas verlegen): „Na ja ... ach, ... nein, ... alleine trage ich die Eimer ja auch nicht. Da hilft mir immer ein Junge aus der 7. Klasse, der wohnt gleich neben Schmidts."
GRUPPE
(übertrieben verständnisvoll): „Ach, sooooo!"
TBL
(schlägt das Notizbuch zu): „So, jetzt habt ihr also alle eure Aufträge. Bevor ihr losgeht, möchte ich euch noch an unsere Beratung am Freitag in der Timurzentrale erinnern. – Ach ja, jetzt hätte ich es bald vergessen. Von der Volkssolidarität ist eine Einladung gekommen für eine Dankeschön-Veranstaltung am Sonntagvormittag."
SABINE:
„Aber wir wollen doch für unsere Timurhilfe gar nichts haben."
TBL:
„Das stimmt schon, was du da sagst. Aber wir müssen die hilfebedürftigen Menschen, die wir betreuen, auch verstehen. Sie wollen uns ganz einfach einmal auf ihre Weise Dankeschön sagen, und das dürfen wir nicht abschlagen. So, Freunde, und nun frisch ans Werk. Schaut aber ab und zu mal auf die Uhr, damit ihr den Feierabend nicht verpaßt, sonst gibt es womöglich noch Ärger mit den Eltern."
DIRK:
„Nee, Ärger mit den Eltern wollen wir uns nicht einhandeln."
CHRISTIANE:
„Und nun mit Gesang an die Arbeit!"
(Die Timurbrigade stellt sich im Halbkreis auf und singt das folgende Lied: „Timurhelfer bringen Freude".)

Auftrittslied der Timurhelfer

Text und Musik: Evelyn Gleisert



Die BAM in Zahlen

Die eigentliche BAM erstreckt sich von der Lena bis zum Amur, die „kleine" BAM von der Transsib bis Berkakit in Jakutien.

Die BAM ist etwa 8 000 km von Berlin entfernt, durchzieht die Taiga Ostsibiriens und des Fernen Ostens, erschließt 1,5 Millionen Quadratkilometer Land, verläuft durch drei von elf Zeitzonen der UdSSR, ist 3 145 km lang, hat 3 200 Brücken, überwindet vier große Gebirge, durchläuft etwa 30 km Tunnel, überschreitet 16 große Flüsse sowie Hunderte von kleinen Flüssen und Bächen.

An der BAM arbeiten 80 000 Menschen, davon 80 Prozent Jugendliche im Alter von 23 bis 25 Jahren, herrschen bis plus 40 Grad im Sommer und bis minus 58 Grad im Winter, sind 260 Millionen Kubikmeter Erde und Gestein zu bewegen, wurden 9 000 Lkw, 1 000 Planierraupen, 1 500 Bulldozer, 2 000 Autokrane und 2 500 Spezialfahrzeuge eingesetzt, werden 3 000 km befestigte Straßen gebaut, wachsen 84 Siedlungen und Städte empor.



Im BA

Fast fünf Jahre sind es jetzt her, da auf einer kleinen Lichtung inmitten der sibirischen Taiga Hubschrauber landeten. Mit ihnen waren junge Leute gekommen, Komsomolzen. Sie hatten Proviant mit, Sägen und Äxte. Es waren die ersten, die in der Wildnis des größten Waldes der Erde eine Eisenbahnlinie bauen wollten, Brücken und Wohnhäuser, riesige Werke und Straßen. Bald schon hieß dieser Bau des Jahrhunderts in aller Munde nur kurz und schlicht: BAM – Baikal-Amur-Magistrale. 3 200 Kilometer ist sie lang; von Ust Kut an der Lena bis Komsomolsk am Amur. Wo einstmals nur 5 000 Menschen lebten, sind es heute schon 100 000. 3 200 Brücken müssen gebaut werden, davon fast 150, die länger als hundert Meter sind. Tunnel werden errichtet mit einer Gesamtlänge von 30 Kilometern und schließlich 200 Bahnhöfe, Rangierstellen und Haltepunkte. Soviel Bäume gibt's noch nicht mal bei uns, wie dort an dieser Bahnlinie gefällt werden müssen. Heute schon kann man mit dem Zug auf der BAM fahren. Über 2 000 Kilometer sind fertig. Eine recht ungewöhnliche Bahnfahrt haben wir auf dieser Strecke erlebt.

Begegnung mit Hase und Wolf

Da reißt einer die Waggontür auf und schreit: „Hierher, Leute, wir warten doch schon auf euch. Los, los, Beeilung!"
Kaum sind wir im Abteil, setzt sich der Zug auch schon in Bewegung. Gerade noch geschafft. Pünktlich auf die Minute kommt das Abfahrtssignal. Es ist 10.00 Uhr am Abend. Normalerweise ist's ja gerade die richtige Zeit, schlafen zu gehen, doch dieser irgendeiner, der da schrie, ist Kolja Lwow, der Chef des Propagandawaggons – unser Gastgeber. Und Kolja besteht darauf, daß wir



AM-Zug nach Ust Kut

Hunger hätten. Der Tisch ist schon gedeckt. Es ist kein normaler Waggon. Wenn die Räder nicht so monoton über die Gleise poltern, könnte man annehmen, man säße in einem kleinen Kino. Nur an der einen Tür steht ein großer Tisch. Und der ist, wie gesagt, reichlich gedeckt. Es gibt Huhn, Salat, Fisch und natürlich Brot. Dann Zedernnüsse als Nachtisch. Fast sehen sie aus wie unsere Tannenzapfen. Doch in ihrem Innern sind kleine Nüsse versteckt, die man kunstvoll mit den vorderen Zähnen knacken muß, um schließlich den schmackhaften Kern zu erwischen. Kolja macht's vor und bald sind auch wir geübte Nußknacker.

Also, Kolja, erzähl', bist ja solch ein „Bamowez". Und der kleine Bursche mit dem Matrosenhemd und den lustigen Augen erzählt. Nur ab und an unterbricht er und zeigt nach draußen in die Dunkelheit. „Seht ihr da, das ist die Brücke über die Lena. Haben wir gebaut." Später dann: „Die kleinen Lichter dort, das ist eine Siedlung. Früher war hier nur Wald. Nichts als Wald."

Es war der erste Winter an der BAM, als Kolja nach Magistralny, einer dieser Siedlungen kam. Eigentlich war er ja zu Hause Kellner. In Irkutsk. Doch wer brauchte an der BAM schon einen Kellner. Holzfäller wurden gebraucht, Zimmerleute, die Blockhütten bauten. Und da habe er sich in eine Holzbrigade gemeldet. Abenteuerlich war's schon, aber auch schwer. Die Leute ganz vorn an der Trasse schliefen in Hausschlitten. Das waren kleine Blockhütten auf Kufen, die man also schnell weiterziehen konnte. Fünfundzwanzig Mann wohnten darin. Und das bei vierzig Grad unter Null. Natürlich gab's auch keine Wasserpumpen. So war einer einen ganzen Tag lang nur damit beschäftigt, Schnee zu schmelzen. Das wär' eine Arbeit gewesen. An die einhundertzwanzig Eimer brauchte man für alle. Ja, heute. Das wär' doch schon ganz anders. In Magistralny wäre eine richtige kleine Stadt entstanden. Ein großes Klubhaus, eine Schule und Geschäfte und Häuser aus Stein. Ja, heute könne man nur noch einen kleinen Zobel sehen, wenn man Glück habe, und Bären schon gar nicht. Nun will uns Kolja wohl einen Bären aufbinden. Doch er schwört darauf, daß er einige gesehen habe. Mit dem Baustellenkrach seien sie weiter in die Taiga gezogen. Nur ab und an wagten sie sich noch bis dicht an die Siedlungen heran. Wir bekämen sicher keine zu sehen. Aber einen richtigen Wolf könne er uns schon im Zug zeigen. Und ehe wir uns versehen, steht Kolja hinter seinem Filmapparat und löscht das Licht. „Nu pogadi!" Das kennen wir doch. Was da über die Leinwand flimmert, sind alte Bekannte – Hase und Wolf. Sie seien auch die Lieblinge der BAM, ruft Kolja lachend nach vorn. Wir können die Rollen gar nicht zählen, in denen wir die beiden in dieser Nacht gesehen haben. Doch auf die Uhr geschaut hat keiner. Als Kolja schließlich die Flimmerkiste schließt, dämmert draußen schon der Morgen. Bei einer Tasse Kaffee und Keksen fahren wir Magistralny entgegen. Zum Schlafen kommen wir nicht mehr.

Um halb sechs stehen wir mit müden Augen vor einem kleinen Blockhaus. Die Bahnstation Magistralny. Kolja reckt sich aus seinem Fenster und ruft uns zu: „Ich hoffe, daß ihr auf der Rückfahrt wieder meine Gäste seid. Dann hab' ich bestimmt neue Filme."

„Nu pogadi, Kolja!"

Peter Böttcher

Fotos: Wulf Olm (2), Detlev Steinberg (1)



LIEDER, DEINE

Fotos: Trept/Lagé (1), JW/Horn (1)
Zeichnungen: Westphal/Schumacher

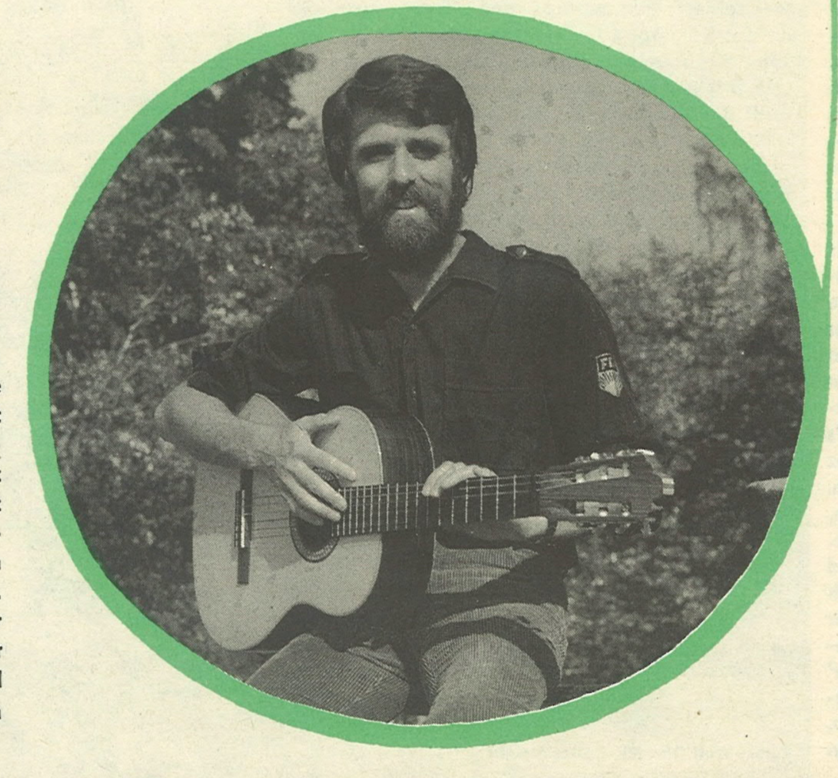


Heute steht euer Schlüsselinchen vor einer Direktor-Tür. Und ich will da jetzt nicht durch diese Tür hinein in das Direktorzimmer, sondern ich komme gerade von dort heraus. Ich war nämlich in Sachen „Singen" unterwegs und dachte mir, daß ich auch hier für euch ein paar Ratschläge holen könnte. Den Mann hinter dieser Tür kenne ich sehr gut. Ich habe viel mit ihm zu tun, denn für Tausende von Noten, die er zum Klingen gebracht hat und noch bringt, bin ich ja bekanntlich der Schlüssel.

Was ein Direktor mit dem Singen zu tun hat, fragt ihr? Das ist ja gerade das, weshalb ich bei ihm war und ihn bat, euch selbst zu erzählen, wie er's mit dem Singen hält. Bestimmt könnt ihr da für euch etwas ablauschen.

Ja, liebe Mädchen und Jungen, gern will ich Schlüsselinchens Bitte erfüllen. Am besten ist es wohl, wenn ich euch erzähle, wie mein bisheriges Leben von Kind an immer mit dem Singen verbunden war und sicher auch weiterhin bleiben wird.

Gestattet nun, daß ich mich erst einmal vorstelle: Ich heiße Gerhard Neef und bin ein begeisterter Sänger. Wie ihr auf dem Foto seht, habe ich stets zwei Dinge bei mir: meine Gitarre und meinen Bart. Nun denkt aber nicht, daß man zum Singen unbedingt eine Gitarre und einen Bart braucht. Mit dem Bartwachsen hättet ihr „Frösi"-Freunde sowieso Schwierigkeiten, und eine Gitarre ist auch nicht die Hauptsache beim Singen. Das könnt ihr also viel einfacher haben: Zum Singen brauchen wir vorerst nur unsere Stimme. Na, und diese haben doch wohl die meisten von euch.



Im täglichen Leben übe ich zwei Tätigkeiten aus: erstens arbeite ich als Direktor der Konzert- und Gastspieldirektion des Bezirkes Karl-Marx-Stadt und zweitens singe ich – aber nicht nur zu Hause im stillen Kämmerlein, sondern richtig in der FDJ-Singebewegung.

Manchmal singe ich als Solist und bringe dabei Hunderte und Tausende Zuhörer zum Mitsingen, und manchmal singe ich mit FDJ-Singeklubs und anderen Gruppen oder Chören bei Festen, Feiern und weiteren gesellschaftlichen Höhepunkten.

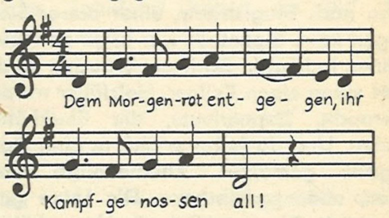
Mit den zwei Tätigkeiten, die ich ausübe, könnt ihr es ja ebenso halten: Erstens seid ihr Pioniere und lernt fleißig und zweitens solltet ihr jeden Tag mindestens einmal singen. Euer Singen beginnt z. B. mit dem Morgenlied vor dem Unterricht, und im Laufe der Woche gibt es viele weitere Möglichkeiten. So manche Pionierveranstaltung könnte viel freundlicher und schwungvoller sein, wenn ihr dabei mehr singen würdet.

Wie ich zum Singen kam? Als ich so jung war wie ihr, waren Lieder schon längst meine täglichen Begleiter. Ich sang im Schulchor mit und war auch bei den Jungen Talenten. Das erste Mal als Solist öffentlich aufgetreten bin ich im Talentewettstreit mit dem Lied „Zwei liebevolle Schwestern sind Moskau und Berlin".

Später, als Traktorist, habe ich auch beim Pflügen und Ernten gesungen. Da ging die Arbeit viel besser voran, und mein Traktor hat dabei im Rhythmus immer fröhlich mitgetuckert.

Es gab noch mehr Stationen in meinem Leben. Ich absolvierte ein Landwirtschaftsstudium, und natürlich leistete ich auch meinen Ehrendienst in unserer Nationalen Volksarmee. Aber niemals kam mir der Gedanke, das Singen zu vergessen oder gar aufzugeben.

Gerade dann, wenn die Arbeit sehr anstrengend oder der Dienst in der NVA besonders hart waren, haben mir Lieder oft geholfen, schwere Situationen zu meistern. Das habe ich von den Arbeitern aus aller Welt gelernt, wenn sie singend und kämpfend gegen kapitalistische Ausbeutung und Unterdrückung standen und noch stehen. Sicher kennt ihr aus diesem Kampf das Lied „Dem Morgenrot entgegen".



Auch die Genossen der Internationalen Brigaden im spanischen Freiheitskampf kämpften und sangen. Bestimmt habt ihr das Lied schon gehört oder selbst gesungen: „Spaniens Himmel breitet seine Sterne". Es zählte zu den Lieblingsliedern des Kommunisten, Spanienkämpfers, Schauspielers und Sängers Ernst

BEGLEITER





Busch. Er ist übrigens mein großes Vorbild.

Und im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion gegen die deutschen Faschisten sangen die Soldaten der Roten Armee Lieder ihrer Heimat, ihres geliebten Sowjetlandes, und schöpften damit Kraft für den bevorstehenden Kampf. Das Lied



„Durchs Gebirge, durch die Steppe zog unsre kühne Division" stammt aus der Zeit des Kampfes der jungen Sowjetmacht nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution gegen die Weißgardisten und die imperialistischen Interventen, es sangen die Soldaten der ruhmreichen Roten Armee im Großen Vaterländischen Krieg und es gehört heute auch zu eurem Liedgut.

Wie ihr vielleicht schon gemerkt habt, stehe ich sehr auf revolutionäre Lieder der internationalen Arbeiterklasse. Nun staunt nicht zu sehr, wenn ich diese im wahrsten Sinne als Volkslieder bezeichne, denn sie entstehen ja im Volke und werden vom Volke gesungen.

Aber ebenso liebe ich die anderen Volkslieder, in denen unser schönes Heimatland und die Heimat anderer Völker schon über Jahrhunderte besungen werden. In den Fernsehsendungen „Auf Schusters Rappen" und in der „Landpartie"-Sendung von Radio DDR, in denen ich zusammen mit anderen Sangesfreunden unser Heimatland musikalisch durchwandere, könnt ihr solche Lieder hören. Es ist nicht mehr weit bis zum Frühlingsanfang. Wie wäre es mit einem aufmunternden Frühlingslied? „Der Frühling hat sich eingestellt" oder „Und wieder blühet die Linde", das sind doch Lieder, die jeden von uns aus der Winterverpackung hervorholen.

Alle diese Lieder, die ich bisher nannte, findet ihr in eurem Liederbuch „Seid bereit". Ihr seht, es müssen nicht nur immer neue Lieder sein. Natürlich freuen wir uns über jedes gelungene neue Lied, was ins Ohr geht und was von vielen Stimmen gesungen wird. Aber vergeßt also nicht die alten bewährten und traditionsreichen Lieder.

Unsere ganze Republik bereitet sich auf den X. Parteitag der SED vor. Ihr tut das, indem ihr die Aufgaben eures Pionierauftrages „Pioniersignal – X. Parteitag" erfüllt. Und dazu gehört auch das Singen. Grüßt in nächster Zeit alle Genossen in unserem Lande mit alten Kampfliedern der Arbeiter und fröhlichen Liedern unserer Zeit. Dazu nehmt euch das hier folgende Lied einmal vor.

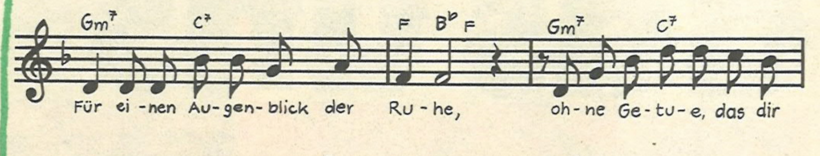
Gerhard Neef

Viel Freude und fröhliches Singen wünscht Euch Euer Gerhard Neef



Stoßen wir an auf Frieden und Glück

Musik: Klaus Schneider Text: Gisela Steineckert











2. Für einen Augenblick von hundert
fühl dich bewundert.
Du hast gut gekämpft,
wenn mancher Teil dieser Welt
auch noch jede Freude
uns dämpft.

3. Für einen Augenblick grad heute
sei, was dich freut,
in aller Blick gerückt,
daß wir's bewahrn, daß uns
das eigene Werk
so wie das euere glückt.

Was ist es, das uns stärker macht?





ZENO ZIMMERLING

Die Schule liegt in einem Städtchen, knapp zwei Zugstunden von Berlin entfernt. Bald werde ich in guter Runde mit den Pionieren sitzen ...

Ihr Pionierleiter hatte mein Buch über Ernst Thälmann in die Hand bekommen. „Worüber wollen wir reden?" wollte ich wissen, nachdem wir den Termin meines Besuchs in seiner Pionierfreundschaft perfekt gemacht hatten. „Das überlasse ich dir und den Fragen der Pioniere", hatte er geantwortet, aber dann hinzugefügt: „Sprich über Thälmann, die Partei und die Pioniere."

„Gut", hatte ich gesagt und zugleich gedacht: Aber werden sie auch verstehen? – Ich gestehe, Freunde, beschämt, daß ich euch einen Augenblick lang zuwenig zutrauen wollte. Es ist ja gerade das Großartige der Partei Ernst Thälmanns, daß ihre Politik den Arbeitern und allen Werktätigen dient. Und das solltet ihr nicht verstehen? Ach, was bin ich für einer. Direkt einbezogen seid ihr doch in unseren Kampf als die jüngsten Mitstreiter der Partei. Es war doch gerade Ernst Thälmann, der den Gedanken, daß in der kommunistischen Bewegung Partei, Jugendverband und Pionierorganisation die Einheit der Generationen darstellen, tief in die Arbeiterklasse und ihre Jugend hineingetragen hat.

Und so notierte ich, falls du fragen wirst, Pionier, was ist die Partei für dich, der du noch so jung bist, als eine Antwort: Die Partei ist Aufforderung an dich, nicht abseits zu stehen.

Es war Ende 1928. In Hamburg streikten Arbeiter. Ernst Thälmann, der bei ihnen war, hörte davon, daß zur gleichen Zeit dreihundert Hamburger Pioniere auf einer Konferenz berieten. Er ging hin, eigentlich nur, um eine Weile zuzuhören. Aber die Pioniere wollten, daß der Vorsitzende der KPD zu ihnen spricht. Also trat er ans Rednerpult und erklärte, warum die Arbeiter streiken und sagte, daß niemand zu klein ist, mit ihnen zu kämpfen: Müßt ihr nicht auch hungrig vom Tisch aufstehen, weil der Verdienst eurer Väter nicht reicht, euch jeden Tag satt zu machen? Lebt nicht auch ihr in schlecht geheizten Arbeiterwohnungen, weil Holz und Kohle immer teurer werden? Und wer von euch hat warme Winterkleidung? „Seht ihr", sagte Thälmann, „darum können die Arbeiter keine Lohnminderung durch die Kapitalisten hinnehmen, darum streiken sie." Und mit ihnen kämpft die Kommunistische Partei. „Aus seinen Worten", schreibt Genosse Erich Wiesner in seinen Erinnerungen, „spürten die Kinder, daß der Vorsitzende der Partei sie für voll nahm. Von allen Seiten kamen nun Vorschläge, den Kampf der Väter zum Erfolg führen zu helfen."

Da wollten die Pioniere zum Beispiel mit den Kindern von Streikbrechern reden, damit sie auf ihre Väter einwirken, wollten Essen zu den Streikposten tragen und erwogen sogar einen Schulstreik zur Unterstützung des Arbeiterkampfes.

So war es damals, wirst du vielleicht sagen, Pionier, und fragen: Wie ist das heute?

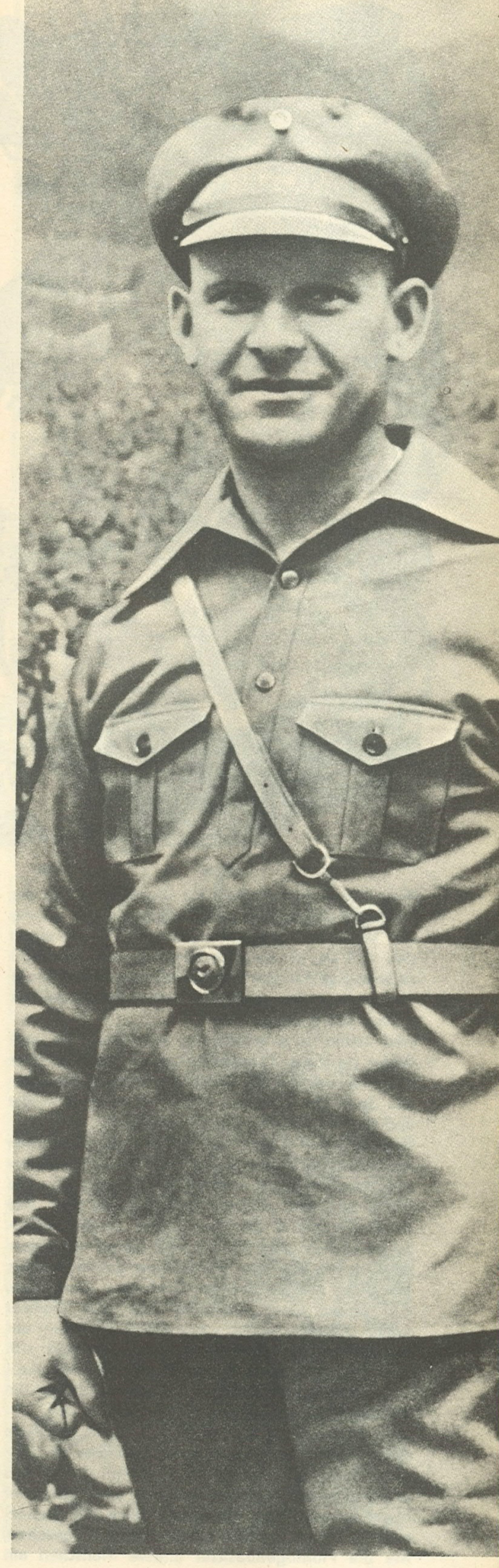
Heute haben wir, die Arbeiter und Bauern die Macht. Die Arbeit der Partei gilt heute der Verbesserung unseres Lebens. Aber ohne Kampf ist das auch nicht zu schaffen. Und wo Kampf nötig ist, braucht die Partei auch dich, Pionier. Die Thälmannsche Art lebt in der SED die auch in den jüngsten Bürgern Kampfgefährten sieht. Und so drückte das Zentralkomitee der SED 1952, als die Partei der Pionierorganisation das Recht verlieh, den Namen „Ernst Thälmann" zu tragen, den Wunsch aus, daß sich die Thälmannpioniere immer weiter als treue Helfer der Arbeiterklasse erweisen. Wie emsig sie waren, große Leistungen für die edle Sache des Sozialismus zu vollbringen, bestätigte ihnen das ZK der SED, als es im Dezember 1973 den Pionieren die roten Halstücher übergab. Damals sagte Genosse Erich Honecker den Thälmannpionieren: „Ihr habt euch das rote Halstuch selbst erarbeitet. Darauf könnt ihr stolz sein. So wie ihr heute seid, so haben sich Ernst Thälmann und all die Genossen, die für die neue Zukunft unseres Volkes kämpften und ihr Leben gaben, die Kinder des siegreichen Sozialismus vorgestellt: klug und selbstbewußt, mit Freude beim Lernen und bei der Arbeit, hilfsbereit, höflich und bescheiden, optimistisch und fröhlich, aktiv und von klein auf mit den Idealen und dem Kampf der Arbeiterklasse verbunden. Wer in der Schule gewissenhaft lernt, wird im späteren Leben zuverlässig gerüstet sein, für unser Volk, für unsere revolutionäre Sache Gutes und Wertvolles zu leisten."

**„Unverbrüchliche Treue zur Sache halten, eine Treue, die sich im Leben und Sterben bewährt ...
Unbedingte Verläßlichkeit, Zuversicht, Kampfesmut und Tatkraft in allen Situationen zeigen ...
Treu und fest, stark im Charakter und siegesbewußt im Handeln, so, und nur so werden wir unsere revolutionären Pflichten ... erfüllen ..."**

Ernst Thälmann in seinem letzten Selbstzeugnis, Januar 1944



Fotos: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED



Aber, magst du meinen, Pionier, verlangte der Kampf früher nicht mehr als heute von uns? Und so notierte ich als eine Antwort dies:

Es war im Jahre 1922. Ein Gruppenabend von Pionieren, die sich damals noch Kommunistische Kindergruppe nannten. Überraschend kam Ernst Thälmann zu ihnen. Als er hörte, daß sie gerade beschlossen hatten, den von einer Hungerkatastrophe bedrohten sowjetischen Werktätigen zu helfen, lobte er die Pioniere. Aber er merkte, daß einer der Pioniere etwas auf dem Herzen hatte. Und tatsächlich: In einer bürgerlichen Zeitung, die im Schaufenster eines Zigarrengeschäftes aushing, hatte der damals elfjährige Hans Mahle gelesen, der Sowjetstaat habe seine rote Fahne abgeschafft. Er war bestürzt. Eine so große Lüge hielt er nicht für möglich. „Junge", antwortete ihm Ernst Thälmann, „du darfst dich doch nicht ins Bockshorn jagen lassen. Das sind doch die Feinde der Arbeiter, die so schreiben. Ihnen darfst du nichts glauben. Die sowjetischen Genossen werden niemals ihr rotes Kampfbanner aufgeben, unter dem sie gesiegt haben!"

Fast sechzig Jahre sind seitdem vergangen. Aber die Lügen des Gegners über die Sowjetunion sind noch schamloser geworden. Und Möglichkeiten, sie in unserem Land zu verbreiten, hat er durch seine Rundfunk- und Fernsehsender nicht wenige, wie wir wissen. Da braucht ein Pionier heute wie damals den durch nichts zu erschütternden Standpunkt, den Feinden der Arbeiterklasse nichts zu glauben. Die Kommunisten nennen eine solche Haltung, wie Ernst Thälmann sie vertrat, einen parteilichen, internationalistischen Klassenstandpunkt. Wer ihn hat, läßt sich durch nichts ins Bockshorn jagen. Genosse Hans Mahle berichtete übrigens, daß er seit damals der klassenfeindlichen Hetzpresse kein Wort mehr glaubte.

In manchem ist der Kampf heute anders als damals. Daß es nicht nur mehr die sozialistische Sowjetunion, sondern eine starke sozialistische Staatengemeinschaft gibt, macht die Bedingungen unseres Kampfes günstiger. Aber weniger fordert er von uns auch nicht.

Und so notierte ich, falls du fragst, Pionier, was es ist, das uns heute stärker macht, noch dies als Antwort:

Es war an den wenigen sommerlichen Wochenenden, die Ernst Thälmann Zeit hatte, in Hamburg im Kreis seiner Familie zu verbringen. Dann sagte er mitunter: „Morgen in der Frühe geht es nach Blankenese." Das war ein bei den Arbeitern beliebter Ausflugsort am Elbestrand. Hier tollte er mit Irma, seiner Tochter, herum oder saß und las und ließ ab und zu den Blick ein Stück mit den vorbeifahrenden Elbkähnen ziehen. Am liebsten aber war er auch hier unter den Arbeitern und diskutierte mit ihnen. Einmal stand er wieder inmitten einer Gruppe kommunistischer, sozialdemokratischer und parteiloser Arbeiter. Sie diskutierten über die Einheitsfront der Arbeiter. „Denkt doch daran", sagte Ernst Thälmann, „die fünf Finger einer Hand können einzeln nicht viel verrichten. Erst wenn man sie zur Faust ballt, werden sie eine Kraft."

Es ist die Einheit der Arbeiterklasse, die die SED in unserem Land geschmiedet hat, die revolutionäre Einheit, um die Thälmann sein Leben lang gerungen hat, erfülltes Vermächtnis Ernst Thälmanns – das ist es, was uns heute stärker macht.

Die Höhle

Eine Geschichte aus Kuba
von RICARDO GARCIA PAMPIN



Vor vielen Jahren hatten sie von diesem Teil der Höhle sprechen gehört, der allgemein der „Gang der Abgründe" genannt wurde und sie erinnerten sich, daß sie, als sie noch Kinder waren, vor Angst zitterten, wenn sie die Schilderungen über die Phantasiegebilde eines Farmers hörten, der an diesem Ort gewesen war.
Jetzt waren sie zwar schon zu erwachsen, um noch richtig an diese Phantastereien zu glauben, aber trotzdem meinten sie, daß hinter solchen Geschichten doch ein Körnchen Wahrheit stecken müßte und sie beschlossen, das nachzuprüfen.
Eines schönen Tages, als sie von der Feldarbeit zurückgekehrt waren, suchten sie Rauls Großvater auf, damit er ihnen erzähle, was er alles über die Höhle und die „Phantastereien" wisse. Der alte Galizier empfing die Jungen mit einem freundlichen Lächeln und lud sie zum Sitzen auf einem Baumstamm ein, der vor kurzem gefällt worden war. Raul erklärte seinem Großvater, Don Pepe, den Grund ihres Besuches. Der alte Galizier setzte sich ein wenig schwerfällig zu ihnen auf den Stamm, nahm die Baskenmütze ab, strich sich mit der Hand über seinen breiten, kahlen Kopf und mit einem gedankenversunkenen Blick auf die fernen blauen Berge fing er zu erzählen an:
„Die Sklaverei ist schrecklich, Jungs! Ihr kennt sie nur aus dem, was euch erzählt worden ist. Gesehen habt ihr sie aber niemals, weil ihr nie aus unserer Gegend herausgekommen seid. Wenn ihr aber einmal einen Rundgang durch die Zuckerrohrplantagen gemacht hättet, hättet ihr gesehen, wie die Plantagenbesitzer andere Menschen mit schwarzer Hautfarbe, die aus fernen Ländern hierher gebracht worden waren, mißhandelten und wie Tiere zur Arbeit antrieben. Die ‚Höhle der Fledermäuse' diente einer Gruppe dieser Sklaven, die von den Haziendas geflohen und in die Berge gegangen waren, um dort als freie Menschen zu leben, als Zufluchtsort. Schon als sie sich zur Flucht vorbereitet hatten, wußten sie, daß man früher oder später kommen würde, um sie zu suchen. Deshalb bereiteten sie sich darauf vor, ihre Freiheit so teuer wie möglich zu verteidigen. Und sie hatten recht. Eines Tages erschienen in ihrer Nähe drei Farmer zu Pferde, mit Hunden und Gewehren ... Also, die Farmer kamen und entdeckten auch bald darauf die Höhle. Sie banden ihre Pferde am Höhleneingang an und setzten mit den Hunden den Flüchtlingen nach. Das ist alles. Denn weder die Hunde noch die Farmer kehrten jemals von dort wieder zurück. Man erzählt sich, daß ein großer Krach zu hören war, so als ob die Erde eingestürzt wäre und daß dann Totenstille eingetreten sei. Es wird auch erzählt, daß nur die Farmer ums Leben gekommen seien, da die Flüchtlinge einen anderen Ausgang gekannt hätten. Das, was ich euch erzählt habe, geschah vor etwa 20 Jahren, und seitdem ist niemand mehr in den ‚Gang der Abgründe' eingedrungen. Die Phantastereien darüber sind Gerüchte, die von unwissenden Menschen erfunden worden sind."
Die Jungen bedankten sich bei Don Pepe und verließen ihn mit dem Entschluß, diesen Gang zu erforschen und den Phantasiegeschichten ein Ende zu bereiten. Und als am folgenden Sonntag die ersten Sonnenstrahlen den Eingang zur Höhle trafen, befanden sich die sechs Jungen schon dort und waren bereit, den Weg ins Innere der Erde anzutreten.
Sie durchquerten sehr schnell jenen Teil der Höhle, in dem sie schon viele Male herumgelaufen waren und den sie besser als ihre eigenen Häuser kannten. Für die ersten zweihundert Meter brauchten sie nicht mehr Licht als von einer kleinen Fackel, die Erasmo trug, denn durch einige Spalten in der Decke der Höhle drang noch genug Tageslicht hindurch. Als sie an einen rötlichen Stalagtiten kamen, fiel der Höhlenboden steil ab und bog dann nach rechts ab. Dort herrschte totale Finsternis. Sie befanden sich nun am Eingang zum „Gang der Abgründe".
Alberto öffnete den Sack, in dem sich zwei Trinkflaschen mit Wasser, Brot, ein großer Ziegenkäse, fünf Talgkerzen und ein langes, dünnes Seil befanden. Er nahm zwei Kerzen heraus und zündete sie an den letzten Flammen der Fackel an, die, fast abgebrannt, knisterte und prasselte, so als ob sie es ablehne zu sterben.
Sie gingen dann etwa zehn Minuten lang einen sehr schmalen und tiefen Gang entlang, wobei sie gezwungen waren, tief gebückt zu laufen und auch einmal zu kriechen. Auf der anderen Seite des Ganges befand sich ein großer Saal. Die Jungen zündeten drei weitere Kerzen an, und als das Licht den Saal beleuchtete, sahen sie sofort, daß sie sich am Rande eines großen und tiefen Lochs befanden. Auf dem gesamten Boden des Saales sahen sie überall die gleichen Löcher wie das vor ihnen.
„Der Boden dieses Saales ist eingestürzt. Wir müssen ganz vorsichtig gehen, damit wir zur anderen Seite hinüberkommen", sagte Isidro und ging ganz sachte voran.
Er hatte nur etwa fünf Schritte getan als er merkte, daß der Boden unter seinen Füßen nachgab. Alles weitere geschah dann so schnell, daß niemand mehr Zeit hatte, sich von seinem Platz, an dem er sich gerade befand, fortzubewegen. Der Krach des Einsturzes vermischte sich mit dem Schrei von Isidro, der den Rand des Loches zu fassen bekommen hatte und nun mit den Beinen in der gähnenden Leere baumelte. Raul und Alberto halfen ihm schließlich herauszukommen. Glücklicherweise hatte er nur einige unbedeutende Kratzer abbekommen. Orlando fing sich als erster und sagte:
„So können wir nicht weitergehen, der Boden hält das Gewicht eines Menschen nicht aus."
„Großvater hat aber gesagt, daß die Flüchtlinge durchgekommen sind", sagte Raul, „und wenn sie es geschafft haben, werden wir es auch schaffen."
„Was ist denn das da?" unterbrach ihn Urbano. „Das sieht wie ein Baumstamm aus, der in das Gestein eingelassen worden ist."
Die sechs näherten sich der bezeichneten Stelle. Es war wirklich ein dicker Stamm, der in den Boden eingelassen und mit Steinen verkeilt worden war. Sie betrachteten ihn eine Zeitlang und kamen zu der Überzeugung, daß ihn wahrscheinlich die Flüchtlinge so aufgestellt hatten. Aber warum

wohl? Die Antwort fand Erasmo, als er im spärlichen Licht der Kerzen auf der anderen Seite des Saales einen ebensolchen Baumstamm sah.
„Die beiden Baumstämme sollen den Weg markieren, der zur anderen Seite hinüberführt. Höchstwahrscheinlich kommen wir hinüber, wenn wir in direkter Linie von einem Stamm zum anderen gehen. Laßt uns das doch probieren."
Erasmo faßte das eine Ende des Seils, das sie mit sich führten, und ging vorsichtig und langsam los. Orlando und Raul hielten das Seil gespannt und gaben es langsam nach, während ihr Freund und Bruder vorwärtsging. Er entfernte sich immer weiter von ihnen, machte einen Schritt vorwärts, dann den nächsten, dann wieder einen bis er auf der anderen Seite ankam und den dicken Stamm wie einen guten Freund umarmte. Die anderen folgten ihm schnell und zogen, da es sich bestätigt hatte, daß sie auf festem Boden waren, das Seil ein. Auf diese Art und Weise verstanden sie nun, wie die List der Flüchtlinge über die Farmer gesiegt hatte, trotz deren Gewehre und der wilden Hunde, und sie fühlten Bewunderung für diese schwarzen Menschen, die die Freiheit geliebt und sie mit Intelligenz verteidigt hatten. Sie diskutierten lebhaft herum, während sie einige Käsestückchen aßen und etwas Wasser tranken; dann packten sie ihre Vorräte wieder ein und setzten freudig erregt ihre Erkundungen fort.
Ihre Freude dauerte aber nicht lange. Sie hatten vielleicht zwei Dutzend Schritte vorwärts getan, als plötzlich ein großes Getöse losbrach und ein Stein- und Staubregen sie einhüllte und die drei Kerzen, die sie in der Hand hielten, auslöschten. Inmitten der völligen Dunkelheit versuchten sie zusammenzufinden und fragten einander, ob etwas passiert sei. Nur Erasmos hatte starke Schmerzen im Fußknöchel und konnte den Fuß nicht richtig aufsetzen.
„Wir müssen umkehren", sagte Raul, „den ‚Weg der Flüchtlinge' finden und Erasmo tragen. Wer hat das Seil?"
Sie krochen auf allen vieren herum und fanden schließlich unter den losgebrochenen Steinen das Seil; sie fanden auch die Kerzen, konnten aber mit ihnen nichts mehr anfangen, da sie nichts zum Anzünden hatten. Raul schlang sich das Seil um die Hüften und ging langsam voran, während die anderen zurückblieben und das andere Ende des Seils festhielten. Nach einer Weile teilte Raul mit, daß er den Stamm gefunden hatte. Nun stand das schwierigste Wegstück bevor: die Uberquerung des Abgrundgebietes und das Auffinden des anderen Baumstammes, der den einzig möglichen Weg markierte.
„Ich hab es!" rief Isidro aus, „weshalb ist mir das nicht gleich eingefallen. Wir machen es wie die Fledermäuse! Wir lassen uns vom Gehör leiten. Wenn wir große Steine auf die andere Seite werfen, können wir erfahren, in welcher Richtung sich der Stamm befindet, der den Weg markiert."
Die Idee wurde sofort in die Tat umgesetzt. Erasmo, der auf dem Boden saß, reichte Raul die Steine, die seine Brüder, ohne das Seil loszulassen, das sie verband, aufsammelten. Nach jedem Wurf wartete Raul auf das Echo des Knalls, den der Stein beim Auftreffen auf die Höhlenwand verursachte.
Wieviel Steine sie warfen? Das wissen sie selbst nicht einmal, aber schließlich zeigte ihnen ein dumpfer Ton, den der Stein beim Auftreffen auf den Baumstamm verursachte, die richtige Richtung an. Raul machte zwölf Schritte vorwärts und warf erneut einige Steine, um den Weg zu bestimmen. Beim fünften Wurf hörte er erneut den dumpfen Ton des getroffenen Stammes...
Eine halbe Stunde später waren sie alle draußen, unter dem hellen und flimmernden Sonnenlicht, das ihnen jetzt so schön wie nie zuvor vorkam.

Ubersetzung: Rolf Heilmann, aus: „Los Hermanos AEIOU"

Zeichnungen: Fred Westphal

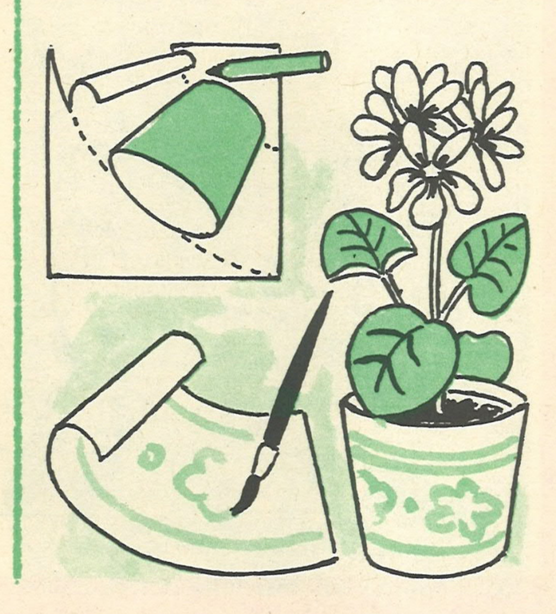


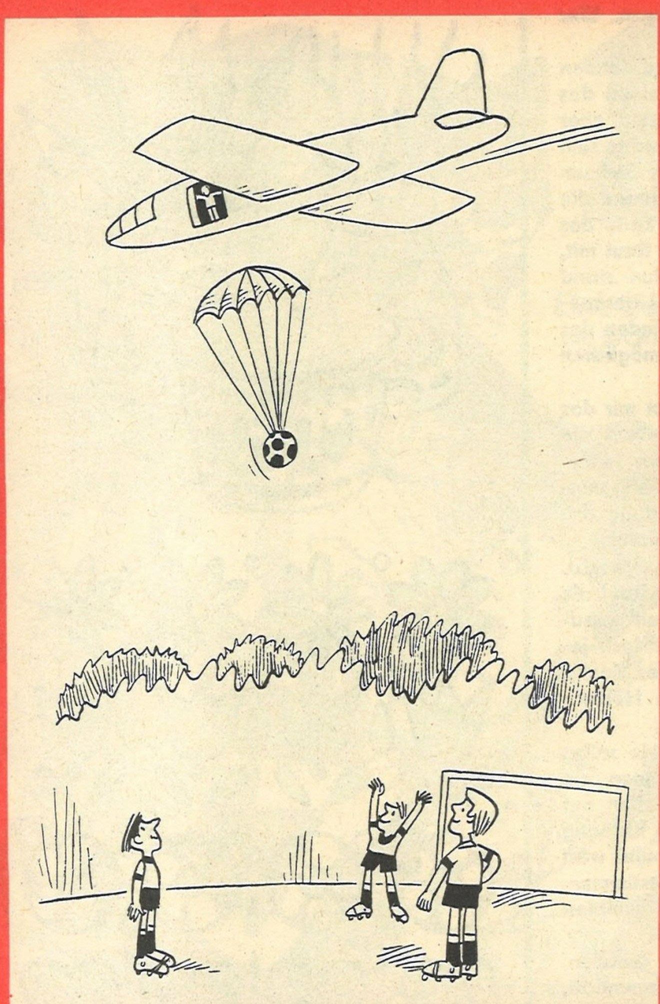


Topf-Tupfer

Schmückt nach unserem Beispiel Töpfe, Vasen, Dosen und andere Behälter.

Zeichnungen: Otto Sperling

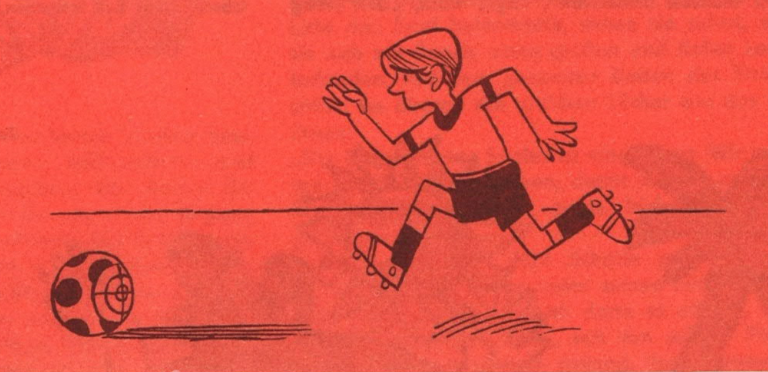


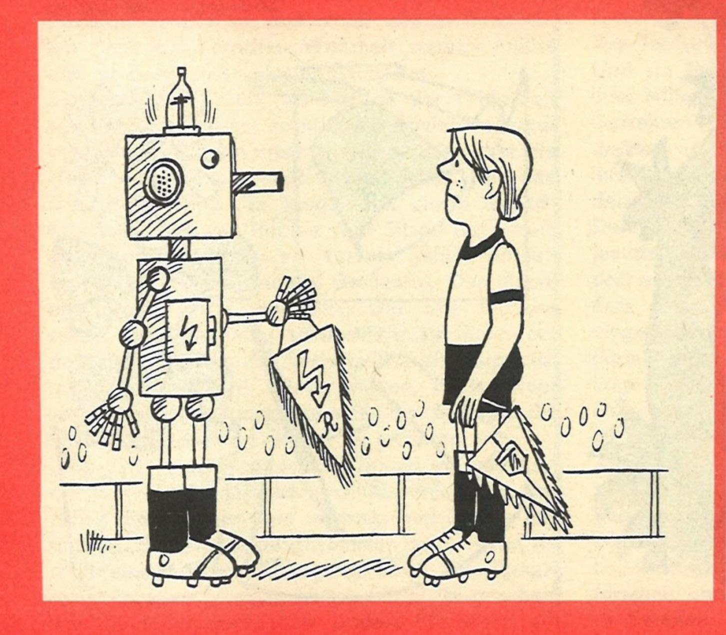




Anstößiges

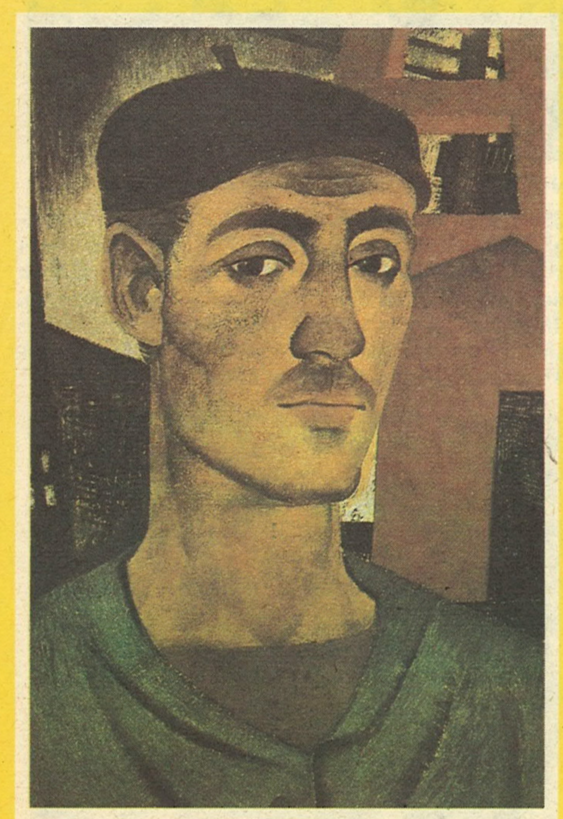
von HORST SCHRADE







Wer ist so?



Nr. 1:

Das Bild des Arbeiters steht im Mittelpunkt der sozialistischen Kunst. Bildende Künstler zeigen in ihren Werken die Kraft der von der Partei geführten machtausübenden Klasse. In Tausenden von Zeichnungen, Grafiken, Gemälden und Plastiken begegnen uns Eigenschaften, Haltungen und Handlungen des werktätigen Volkes.
Das Bild des Arbeiters – das heißt nicht nur sein Porträt, sondern gemeint sind alle Bereiche des Lebens: die Arbeit, der Kreis von Genossen, Kollegen und Freunden, die Familie, die Freizeit, das Verhältnis zur Natur – legt Zeugnis ab von der Verbundenheit der Kunst mit den Menschen, welche zum Wohle des Volkes für die Stärkung des Sozialismus und des Friedens arbeiten.
„Frösi" zeigt dir hier fünf Bilder von Menschen. Du erkennst, wo sie sich gerade befinden, was ihnen ihre Arbeit bedeutet und welche Eigenschaften sie haben.

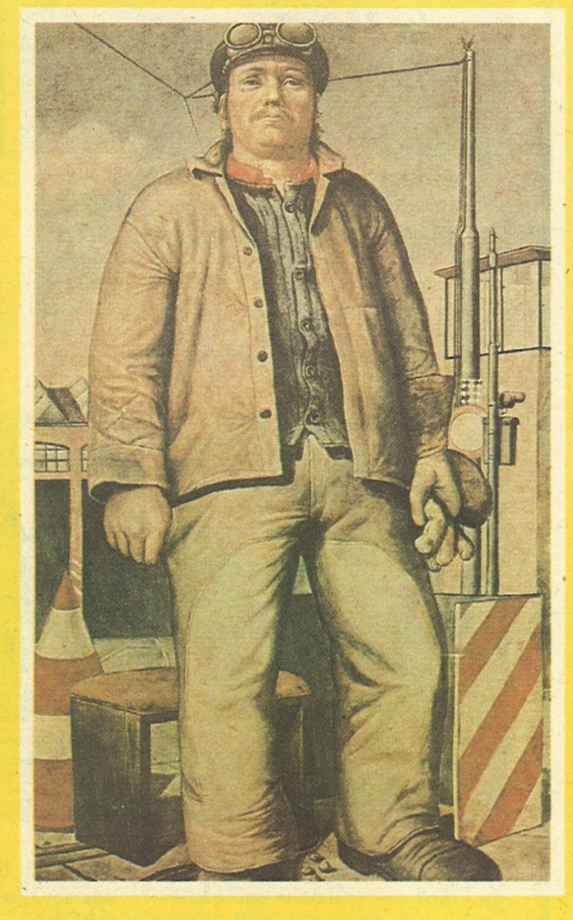
Unsere Frage an dich:

WER IST SO?

Berichte uns über einen Menschen, der so sein könnte wie auf dem Bild dargestellt!
Stelle dir vor, das könnte dein Vati, deine Oma, jemand aus der Patenbrigade sein. Schreibe über ihn.
Schneide also das von dir ausgewählte Gemälde aus, klebe es auf eine Postkarte oder ein Blatt weißes Papier und schreibe dazu. Einsendeschluß an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, ist der 30. April 1981.

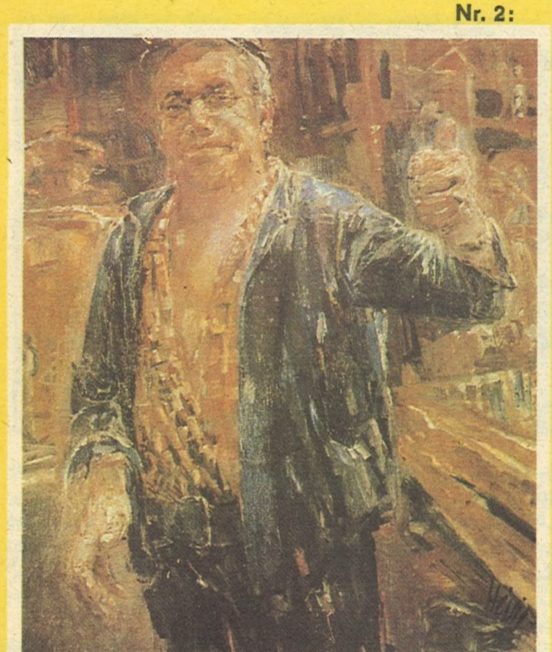
Kennwort: WER IST SO?

Preise: 10 Originalgrafiken
10mal 10 große Reproduktionen
10mal 10 Kunstpostkarten



Nr. 3:

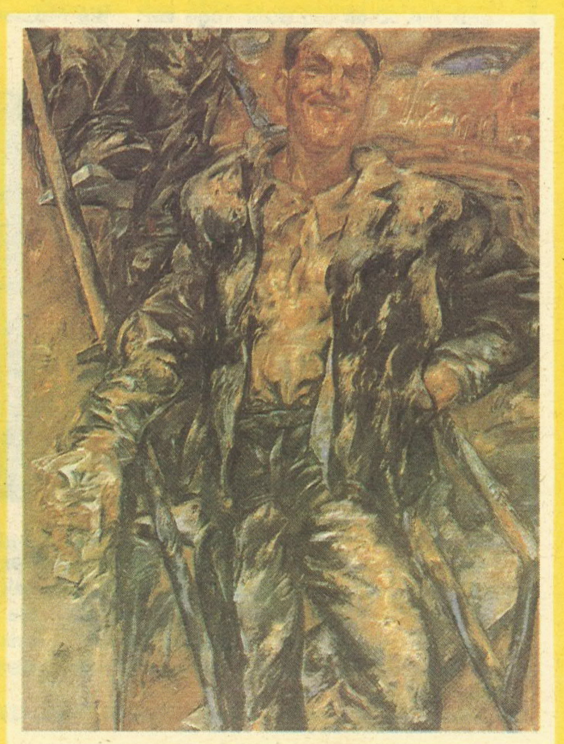
Nr. 2:



Nr. 5:



Nr. 4:



Die Bilder malten: Nr. 1 Kurt Robbel, Nr. 2 Bernhard Heisig, Nr. 3 Volker Stelzmann, Nr. 4 Frank Ruddigkeit, Nr. 5 Gudrun Arnold.

Fotos: Uschi Fischer

DAS ROTE HERZ

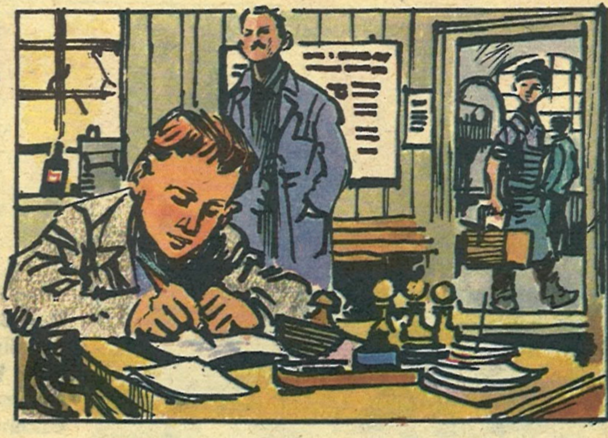
TEIL III

Streikhelfer

Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. Es ist das Jahr 1911. Zu Ostern wurde Robert aus der Volksschule entlassen. Heute soll er seine Tischlerlehre beginnen. Hoffentlich geht es mir nicht wie Helmut, denkt Robert. Sofort nach der Lehre hat der Meister ihn entlassen. Er ist jetzt Hilfsarbeiter in der Möbelfabrik.



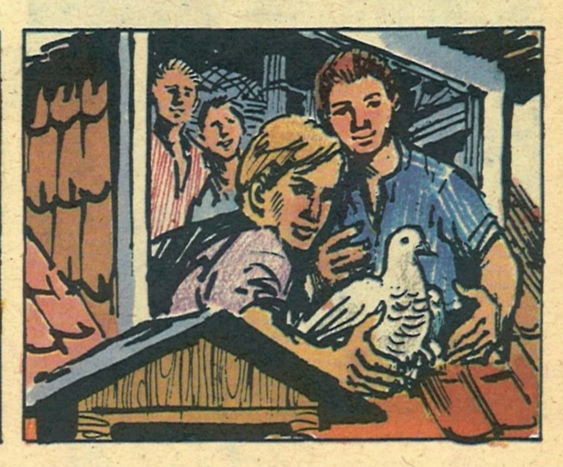
2. „So", sagt der Lehrmeister nach der kurzen Begrüßung. „Hier ist der Lehrvertrag. Paß auf, was darin steht: ‚Ich verpflichte mich, während der Lehrzeit nicht in Vereine oder Organisationen einzutreten, die vorgeben, die Interessen von Lehrlingen oder minderjährigen Arbeitern zu vertreten'." Er guckt Robert streng an: „Ist das klar?" „Jawohl, Meister", antwortet Robert.



3. „Ich heiße Max. Sag mal, bist du krank, wer soll denn deine Interessen gegen die Fabrikherrn vertreten?" „Na, der Lehrlingsverein", antwortet Robert trocken. „Ich bin schon ein paar Tage vor der Lehre eingetreten!"



4. „Das ist nun unsre Lehrlingsbude", erklärt Max. „Aber das sind ja Särge, ich dachte, wir bauen Möbel", sagt Robert enttäuscht. Max lacht bitter auf. „Möbel werden im Hauptwerk gebaut. Für uns Lehrlinge sind Särge gut genug. Da kannst du zwar nichts bei lernen, aber den Fabrikherrn bringt die Massenproduktion von Särgen hohen Verdienst."



5. Die Lehrlinge hausen in Mansarden auf dem Dachboden der Möbelfabrik. Robert hatte Glück. In Maxens Bude wurde ein Bett frei. Dieser macht den Neuen mit seinen Tauben bekannt. Er nimmt einen schmucken Täuber aus dem Schlag. „Das ist Ikarus. Da, nimm, ich schenk ihn dir, aber sei gut zu ihm!"



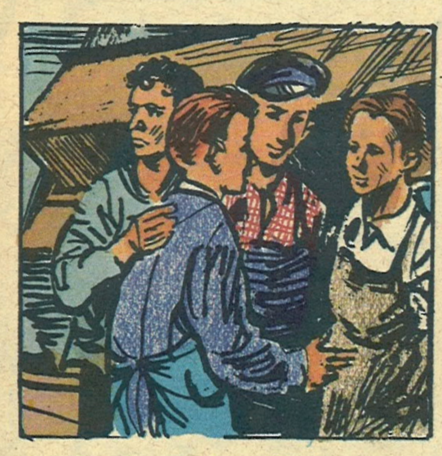
6. Am ersten freien Sonntag besucht Robert seinen Freund Helmut. „Die Meister sind rabiat wie überall", erzählt er, „aber die Jungen sind prima. Besonders Maxe. Hier, hat er mir geschenkt." – „Mensch, 'ne richtige Brieftaube", freut sich Helmut.



7. Ein halbes Jahr lang nagelt Robert schon Särge. Der Lehrmeister treibt sie ständig an: „Los, los, Zeit is' Geld!" Von Helmut weiß Robert, daß auch die Arbeiter im Hauptwerk gehetzt werden. Die Fabrikherren wollen immer mehr verdienen. Max flüstert Robert zu: „Im Hauptwerk wird gestreikt!"

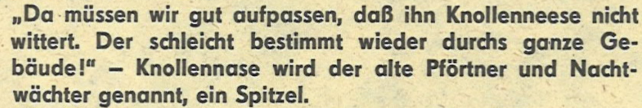


8. Bald darauf ruft der Lehrmeister die Lehrlinge zusammen.
„Mal herhör'n!" knarrt er. „Ich weiß, daß euch die ewige Sargnagelei zum Halse raushängt." Max sieht Robert erstaunt an: „Das sind ja ganz neue Töne." Da fährt der Lehrmeister schon fort: „Ab sofort dürft ihr Möbel zusammenbauen."



9. „Der Alte denkt wohl, wir sind von gestern!" empört sich Max. „Von wegen bessere Arbeit! Weil im Hauptwerk gestreikt wird, müssen wir die Möbel bauen!" „Wir sollen den Arbeitern in den Rücken fallen? Daraus wird nichts!" sagt Robert. „Aber wie kriegen wir mit dem Hauptwerk Verbindung?"





10. „Hast du gut gemacht, Ikarus!" lobt Robert den Täuber. „Es hat geklappt, Männer. Am späten Abend kommt Helmut heimlich her."
„Da müssen wir gut aufpassen, daß ihn Knollenneese nicht wittert. Der schleicht bestimmt wieder durchs ganze Gebäude!" – Knollennase wird der alte Pförtner und Nachtwächter genannt, ein Spitzel.
„Hm", überlegt Robert laut, „den vergraulen wir!"



11. „Also, nochmals – genau Obacht geben, was die Bengels abends machen, wovon sie reden. Und vor allem: keiner kommt rein oder raus!" „Ick paß auf wie'n Luchs, Meesta", dienert Knollenneese, „und villen Dank für den Schnaps! Der beflügelt meinen Tatendrang ungemein." „Na, dann kann ick ja beruhigt nach Hause geh'n."



12. Nachdem sich Knollenneese ordentlich Mut angetrunken hat, pirscht er leise die Bodentreppe hoch. Da! Knollenneese sträuben sich vor Entsetzen die Haare. „Heiliger Bimbam, leib ... leibhaftige Ge ... Gespenster!" stottert er verstört und flieht in panischer Angst in seine Pförtnerloge zurück.



13. „Die Sache ist klar", meint Helmut, nachdem Max berichtet hat, „euch wollen sie unsere Arbeit machen lassen." – „Und wenn wir auch streiken?" fragt Robert. Helmut schüttelt den Kopf. „Laut Gesetz dürfen Lehrlinge nicht an Streiks teilnehmen." – „Können wir denn gar nichts tun?" fragt Max. „Doch, nichts Ordentliches zustande bringen."



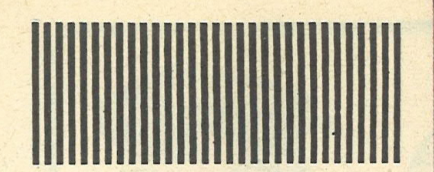
14. „Dieses windschiefe Ding soll'n Schrank sein?" tobt der Lehrmeister zornig. „Könnt ihr die Oogen nicht uffsperren, ihr Esel, ihr?" Wütend stampft er mit dem Fuß auf. „Eine geschlagene Woche murkst die Bagage schon an den Möbeln rum und was kommt 'raus? Ausschuß!"



15. „Jeden Tag was Neuet. Gestern ging die Kreissäge kaputt, heute brennt der Leimkessel ab. Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein", unkt Knollenneese.
„Quatsch mit Soße!" unterbricht ihn der Lehrmeister grob, „wenn das alles Zufälle sind, freß ich einen Besen. Nee, nee, das ist gut organisiert!"
"Wenn das so ist, müssen wir doch..." –

16. „Nachricht von Helmut!" ruft Robert einige Tage später in die Mansarde. „Unser Streik hat Erfolg. Die Fabrikbesitzer wollen verhandeln. Dank für eure Hilfe!"

FORTSETZUNG FOLGT



BERND WOLFF

Ein merkwürdiges Fleckchen

Der Bielstein ist hart und schroff, ein störrischer Kalksteinzacken; die Bode mußte einen gehörigen Bogen um ihn machen, als sie ihre Furche in die Hochfläche grub: das Tal, in dem sich jetzt Rübeland hinzieht. Wer ihn nicht kennt, verpaßt leicht den Einstieg von der Straße, ein schmaler und im Schlackschnee ungeheuer rutschiger Trampelpfad, auf dem sich die Gruppe der Höhlenforscher hinzieht wie eine Tienschan-Expedition. Ich gehe so ziemlich als letzter, greife in vereiste dürre Gräser, gleite auf überglasten Bülten aus. Auf halber Höhe, unter einer überstehenden Klippe sammeln wir uns an einem seltsamen Eisentürchen, verpusten. Im Grunde unten braust das Werk, qualmen Schornsteine, pfeifen Loks, donnern Dumper, fauchen und rumpeln Brennöfen. Harzer Kalk- und Zementwerk, der Hauptbetrieb, der den Dächern und der Erde ringsum ihre charakteristische staubgraue Farbe verpaßt hat. Förderbänder wie Saugwurzeln fingern kilometerweit über die Berge, schlimm, wenn sich unterwegs zusammengefrorene tonnenschwere Gesteinsbrocken verkeilen, stauen, wenn man mit Brechstangen lockern muß im eisigen Wind. Denn die Produktion muß rollen, unaufhörlich führen Kalkzüge über Blankenburg das wertvolle Gut in Richtung Buna, wo es in der chemischen Industrie dringend gebraucht wird. Ganze Berge werden hier abgetragen, mit hochspezialisierter, moderner Technik.

Der Leiter der Gruppe hat mittlerweile das eiserne Backofentürchen mit der Fledermausscharte aufgeschlossen, das Mundloch der Bielshöhle, wir zählen noch einmal durch, ein Dutzend, merken uns den Vordermann. Einer nach dem anderen steigen wir in die warme Finsternis: Glück auf! Ein ungewisser, abschüssiger, lehmschmieriger Gang, sich jäh öffnende und zu gewaltiger Höhe emporschwingende Klüfte, Gänge, die man glaubt, als erster zu durchkriechen, Neuland, überraschend und beglückend. Eine schlafstarre Fledermaus kopfunter im kristallinen Geglitzer.

„Wie doch nichts abenteuerlich ist als das Natürliche und nichts groß als das Natürliche und nichts ... als das Natürliche!" Eine angenehme Stimme, etwas fremd hier, singend, – „das Natürlische". Ich schaue mich um. Ein frisches männliches Gesicht unter breitkrempigem Hut, auffallend dunkle ausdrucksvolle Augen, gewellte Lippen. Sehr lange Haare, hinten zusammengebunden. Der war doch vorhin nicht dabei? Und wieso Hut und nicht Schutzhelm, wie es Vorschrift ist? Ich möchte wissen, ob er ein Urlauber sei.

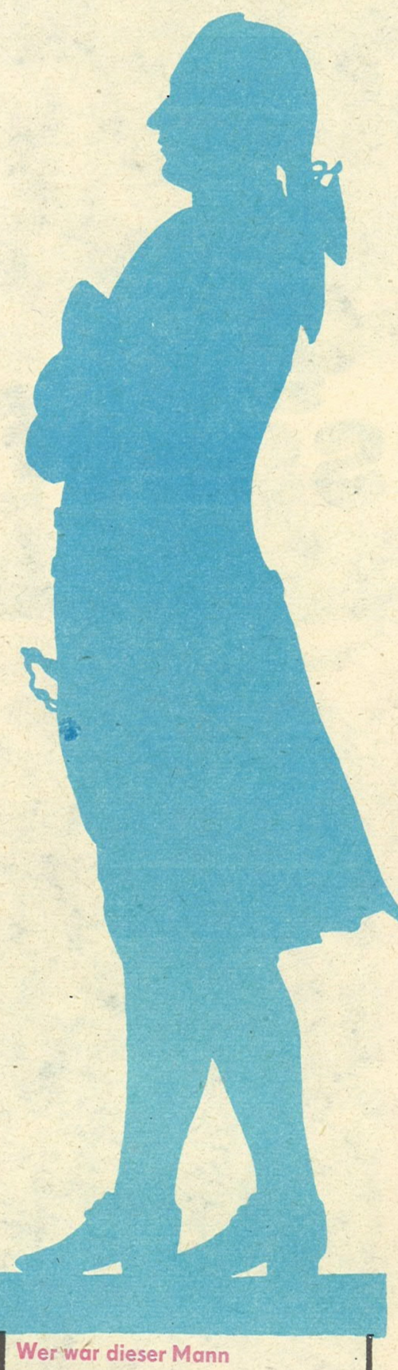
„Ich heiße ... bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt ..." Er lenkt von sich ab, deutet auf die Tropfsteine: „Schwarze Marmormassen aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuten

mir auf das fortwebende Leben der Natur..." Ein bißchen eigenartig finde ich das schon, man hat Seltsames gehört, von Bergmönchen und Geistern, und mein Vordermann ist schon ein Ende voraus. Zwar, ich bin ein aufgeklärter Mensch, aber hier unten... Ich frage ihn erneut, wer er ist. Da verrät er mir, daß er die Reise in den Harz schon einmal gemacht hat, vor zweihundert Jahren, im ärgsten Winter und gar zu gern wissen wolle, wie es heute so aussieht.

Sie sind – möchte ich ausrufen, aber er legt einen Finger auf die Lippen, psst, und bittet mich, ihn zu geleiten. Ich zögere; er ist mir nicht unsympathisch und wie es vor zweihundert Jahren hier aussah, hätte ich gerne gewußt. So stimme ich zu. Wir kommen ins Gespräch, er erzählt gewandt, klug, er entdeckt, befühlt, betastet – es macht Spaß, gemeinsam mit ihm zu erkunden. Was muß eine Gegend für eine Wirkung haben, denke ich, in die es einen nach zweihundert Jahren wieder zurückzieht!

Wieder ans Tageslicht gelangt, überlege ich, wohin ich meinen merkwürdigen Begleiter denn nun führen könnte. Wernigerode fällt mir ein. Wer den Harz kennen will, muß Wernigerode gesehen haben, die Straßen, durch die sich sommers wie winters Touristenströme wälzen, das Feudalmuseum, das Rathaus. Es ist bereits dunkel, als wir dort ankommen. Desto mehr muß es ihn an damals erinnern, überlege ich, die Fachwerkhäuser mit Rosetten, Doppelschnürrollen, Tauwülsten, die niedrigen Dächer, Winkel und Gassen. Er sieht sich um.

„Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächer des Altertums versenkt", sagt er, aber er schüttelt den Kopf dabei, so farbig seien die Häuser damals nicht gewesen, sondern trist, grau, abblätternd, woher sollten die Leute Geld für Farbe haben, auch die Straßen, nein, dort, wo jetzt der lichtüberflutete Fußgängerbereich sei, wäre damals eine trübe, übelriechende, knollig vereiste Gosse gewesen. Überhaupt das viele Licht. Das müsse doch Unsummen kosten. Zu seiner Zeit sei man mit einem Handlaternchen von Haus zu Haus gehastet. Er fragt nach den Menschen, die dort wohnen und erinnert sich selbst an Kaufleute, Branntweinbrenner, Ackerbürger, Holzfäller, Bedienstete auf dem Schloß... Ich nenne Elektromotorenbauer, Metallgußwerker, Arzneimittelhersteller, Schreibgeräteproduzenten, Forscher, Agraringenieure – ich sehe, ich rede über ihn hinweg. Das hat er noch nicht gehört. Er erkundigt sich, wo alle diese Leute wohnen. Da sprech ich ihm von Neubaukomplexen, bereits fertigen und vorläufig erst geplanten, die wie ein heller Kranz die alte Stadt umfassen, spreche von Wohnkomfort, Fernwärme, Kaufhallen, Dienstleistungsbetrieben. Als er hört, daß das alles für Arbeiter, für Werktätige ist, sagt er bewegt: „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist."



Wer war dieser Mann

der schon vor zweihundert Jahren die Schönheiten des Harzes entdeckte? Schreibe seinen Namen auf eine Postkarte, schicke diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. April 1981. Kennwort: Bielstein.

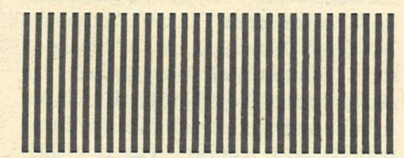
Für den nächsten Tag verabreden wir uns, auf die Berge zu gehen. Er möchte die Berge im Schnee wiedersehen, auf die es ihn damals zog, auf die höchsten Spitzen; er möchte es mit der Natur aufnehmen. Wir stehen in dichter Menge auf dem Bahnsteig der Harzquerbahn, drängeln uns in die Wagen, um uns Menschen mit farbigen Pudelmützen, Skier, Schlitten – ein fröhliches Getümmel.

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein", flüstert er mir zu. Als wir in Drei-Annen-Hohne aussteigen, sind wir nicht allein. Hunderte ergießen sich in die Wälder, gierig auf Winterluft, auf Kälte, auf Schnee.

„Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen, es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte", gesteht mein Begleiter. Ich zwinkere ihm zu, ich weiß jetzt mit Gewißheit, wer er ist.

Hinauf! Allmählich ist das Knirschen unserer Schritte das einzige Geräusch; die Fichten stehen schwarz und weiß, wie in Watte verpackt, immer knuffiger, gedrungener, astiger werden sie. Manchmal rutscht uns der Fuß weg, tief in Spalten zwischen mächtigen überschneiten Granitbrocken, unter denen in dunkler Tiefe noch das Wasser gluckert. Wir verhalten dampfend, drehen uns um. Der Blick ins weite Land! „Du stehst ... geheimnisvoll offenbar über der erstaunten Welt und schaust aus Wolken auf ihre Reiche und Herrlichkeit", sagt mein Begleiter ergriffen. Da weiß ich plötzlich, was ihn gepackt hat am Harz: aus den Tiefen über die Begegnung mit den Menschen aufzusteigen zu ungeahnten Höhen! Land und Menschen, das ist ganz eng verwurzelt auf diesem „sehr kleinen, aber sehr merkwürdigen Fleckchen Welt", das man Harz nennt. Und ich begreife, was ihn dazu bewog, vor zweihundert Jahren mutterseelenallein und unter fremdem Namen von Weimar in dieses Gebirge zu reiten, nämlich der Wunsch, sich selbst zu finden, einmal und immer wieder. Ich nicke ihm zu: Adieu und auf Wiedersehen, Herr...!

Foto: ADN/Zentralbild



Die Sage vom Regenstein

Auf dem Regenstein, der sich in der Nähe von Blankenburg erhebt, lebte einmal ein Graf, der in einem der Burgverliese eine schöne Jungfrau gefangen hielt. Das Mädchen war die Tochter eines braven Schneiders in Blankenburg, fröhlich und fleißig und von bescheidener, guter Art. Der Graf wollte sie gern in seinen Diensten haben. Aber sie beugte sich nicht und ward so in das Verlies geworfen. In Blankenburg wußte niemand, wohin das Mädchen gekommen war, und soviel man auch nachgeforscht und gesucht hatte, man fand keine Spur von ihr. Das Mädchen aber saß indessen in dem Verlies und weinte sich die Augen aus dem Kopf.

Eines Tages hockte es wieder auf dem kalten Boden. Da hörte es, wie draußen der Sturm heulte und ächzte. Wenn man den Wind hört, dachte es, kann die Mauer nicht allzu dick sein. Es legte die Stirn an den Stein und lauschte. Da fiel sein Blick auf die linke Hand. Dort trug es einen kostbaren Diamantring.

„Der Diamant ist hart", flüsterte es, „härter als Stein. Ich will's versuchen..." Sogleich streifte es den Ring vom Finger und begann mit dem Diamanten zu kratzen und zu schaben. Feiner Staub fiel zu Boden.

Das Mädchen arbeitete viele, viele Stunden am Tag und nach langen Wochen und Monaten hatte es wirklich die Mauer durchbrochen. Ein schmales, enges Loch zeigte die Sonne. Nach weiteren vielen Wochen und Monaten hatte es die Öffnung vergrößert. Das Mädchen schob sich durch die Öffnung und stand bald darauf auf einem schmalen Steinsims. Vor dem Abstieg über die Felswand schwindelte es ihm. Gegen Abend hatte es den Fels bezwungen und machte sich auf den Weg nach Blankenburg. Um Mitternacht gelangte es in die Stadt, klopfte an das Haus der Eltern und bat um Einlaß.

Die Rettung sprach sich bald in der ganzen Stadt herum. Die Bürger eilten zu ihm und gelobten, es zu rächen. Eines Nachts stürmten sie den Regenstein und schlugen den Grafen in die Flucht. Der Regenstein kam in den Besitz der Blankenburger und die Ruine kann man heute noch besichtigen.

CHRISTINE ZENNER

Die Wasserfrau



Rund um die Uhr werden die Außenanlagen kontrolliert. Denn um Plastrohstoff in hoher Qualität zu produzieren, muß alles streng nach Vorschrift verlaufen.

Vom Kühlturm aus kann Marion Steinbrecher den neuen Produktionskomplex weit überblicken. Um auch an ihrem Arbeitsplatz den rechten Überblick zu haben, lernte sie um – und lernt immer weiter.

Zeitungsmeldungen im vergangenen März: Buna-Arbeiter begrüßen Genossen Erich Honecker in ihrem Kombinat, und während des Rundgangs wird informiert, daß in diesem Augenblick ein neuer Anlagenkomplex in Dauerbetrieb geht – Und daß dort alles rundläuft. Wir fuhren hin. Uns interessierte: Wie sieht die neue Produktionsstätte aus und was bringt sie uns ein? Wissen wollten wir: Wie kommen die Anlagenfahrer zurecht und – wo kamen sie her? Denn fertig „mitgeliefert" wurde keiner. Wir hörten uns um, so lernten wir auch Marion Steinbrecher kennen. Sie ist gelernte Verkäuferin. Im Chemiekombinat Buna wurde sie „Wasserfrau" und „Rundläuferin".

Rundläufer sind in der Chemie sehr wichtige Leute, ausgebildete Maschinisten. Sie drehen – meistens stündlich – ihre Runde in den Außenanlagen und prüfen, ob alles einwandfrei läuft. Über Sprechfunk melden sie der zuständigen Meßwarte den aktuellen Stand der Dinge. Zusammen mit ständigen Laboranalysen über die Qualität des Produkts liefert das dann den Meßwartenfahrern ein genaues Bild darüber, wie sie die chemischen Prozesse steuern müssen, um zu einem guten Ergebnis zu kommen.

Rund 49 000 Meter Rohrleitungen und Kabel auf 600 000 Quadratmeter Fläche sind im neuen Produktionskomplex von Buna Tag und Nacht zu überwachen. Doch Marions spezielles Gebiet sind Kühltürme. Sie arbeitet im Rückkühlwerk. Das hat allein das Ausmaß eines Neubaublocks.

„Aber mit Keller", stellt Marion klar. Die Türme sind zwölf Meter hoch. Von hier aus werden stündlich 18 000 Kubikmeter Wasser in einen Kreislauf geschickt, um die Chemieanlagen zu kühlen. Denn wo Stoffe chemisch miteinander reagieren, entsteht bekanntlich auch Wärme, müssen dessenungeachtet vorgegebene Temperaturen vorschriftsmäßig eingehalten werden. Vom Kühlturm aus steht Marion Steinbrecher daher mit dafür gerade, daß aus dem neu errichteten Komplex jährlich, wie geplant, 200 000 Tonnen Chlor, 225 000 Tonnen Natronlauge, 200 000 Tonnen Vinylchlorid und 100 000 Tonnen Polyvinylchlorid (PVC) kommen können. PVC – das ist ein wichtiger Rohstoff für alle möglichen Plastprodukte, angefangen bei Rohren, Folien und Fußbodenbelag bis hin zu Bällen und Puppenköpfen. Neunundneunzig Prozent des Inlandbedarfs kann das Chemiekombinat Buna seit Inbetriebnahme des neuen Anlagenkomplexes decken und gleichzeitig auch die Exporte entscheidend erhöhen. Wer hier arbeitet, muß daher fit sein.

Aber Marion Steinbrecher z. B. ist Fachverkäuferin von Beruf. Zur Chemie zog sie – wie sie selbst sagt – anfangs überhaupt nur besseres Geld. Von der neuen Anlage war damals noch nicht mal das Modell zu sehen, da wurde sie 2. Anlagenfahrerin im Stammwerk, d. h., ihr wurde von den Facharbeitern meistens vorgesagt, was zu tun ist und gezeigt, wie man's macht. Das wurde ihr allmählich langweilig und sie beschloß, auch der Chemie wieder Lebewohl zu sagen. Zu diesem Zeitpunkt allerdings kam der neue Produktionskomplex gerade ins Gespräch, und als die Leitung sie fragte, ob es ihrer Langenweile vielleicht abhelfen würde, wenn sie dort mit einsteigen könnte, sagte sie zu.

Wie ist das nun mit Marion Steinbrecher weitergegangen?

Marion lacht: „Um's Geld gehts mir auch heute noch. Aber um höhere Beträge." Denn als ihre Brigade – sechs Männer und vier Frauen – im neu gebauten Rückkühlwerk mit der Arbeit begann, wurde sie in ihrer Schicht auch gleich verantwortlich



gemacht für das Neuererwesen. Anfangs dachte sie: So frisch wie hier die neue Technik ist, würde sie in ihrer Funktion so bald nicht viel zu tun bekommen. Irrtum – schätzte sie schon wenig später ein. Denn wenn „ihr" Werk – um nur ein Beispiel zu nennen – auch weitestgehend automatisiert ist, entdeckten sie im Schichtalltag nach und nach doch manche Hilfs- und Nebenarbeiten, die sich günstiger abwickeln ließen. Vor allem aber die Arbeitsorganisation guckten sie sich genauer an. Das sollte sich lohnen. Denn schon nach gut einem Jahr standen durch ihre Neuerervorschläge rund 350 000 Mark Nutzen zu Buche.

Das Rückkühlwerk ist Jugendobjekt. Vom Alter her sind sie die Jüngsten auf dem neuen Gelände. Der Durchschnitt: 24 Jahre! „Und langweilig ist es bis jetzt noch keinem geworden." Das fand dann auch der Schichtleiter der Truppe, und er sprach für Marion mit. Unter seiner Regie haben sich hier alle so weit qualifiziert, daß sie an einem zweiten Arbeitsplatz ebenfalls ihren „Mann" stehen können. Marion, Maschinistin und Rundläuferin, hat inzwischen gelernt, das Rückkühlwerk auch von der Meßwarte aus zu dirigieren. Und die Meßwartenfahrer kennen sich jetzt draußen in der Anlage aus – nicht schlechter als sie. Wozu ist das gut? „Die Arbeit wird dadurch nicht monoton", sagt der Schichtleiter Volkmar Müller. Doch was ihm fast noch wichtiger ist: „Wenn jemand ausfällt, kann sofort ein anderer einspringen." Denn so wertvolle Anlagen wie diese müssen Tag und Nacht laufen. Das ist für alle, die sie bedienen, Prinzip.

Zum X. Parteitag der SED – nächste anspruchsvolle Ziele: Als „Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit" liefern sie über die Hälfte der Warenproduktion mit dem Gütezeichen Q an die Kunden, an die weiterverarbeitende Industrie.

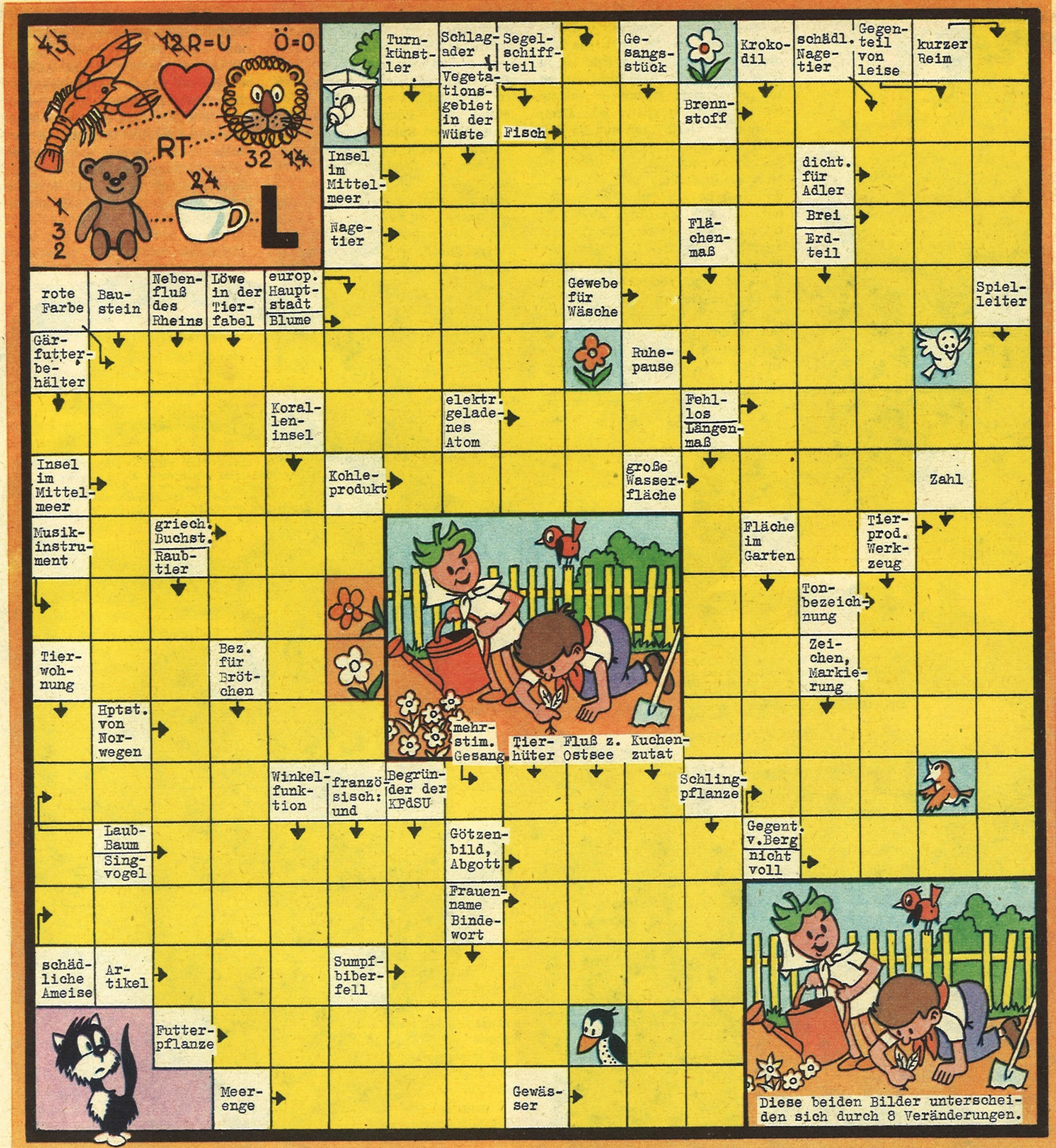
Marion und Volkmar sind zwei von rund 1 000 Männern und Frauen, die in den Meßwarten und Außenanlagen des neuen Produktionskomplexes ihre Schichten fahren – rund um die Uhr – und die sich bisher allerhand einfallen ließen, um ihr Bestes zu tun. Wenn das Chemiekombinat Buna für 1980 zwei Tage Planvorsprung abrechnen konnte, haben auch sie ihren Anteil daran.

Die Chlorelektrolyse. 200 000 Tonnen Chlor werden hier jährlich produziert.

Im Labor. Über alle Produktionsstufen hinweg bis zum Endprodukt werden ständig Proben genommen und mit Hilfe von 50 verschiedenen Meßmethoden analysiert. Eine Wissenschaft für sich, aber unerläßlich für die Qualität des Produkts.

Eine der Meßwarten in der neuen PVC-Anlage. Schichtleiter Michael Hübner, 37 Jahre alt, hat vorher in der Forschung und Entwicklung gearbeitet. Nicht nur mit Chemie, auch mit komplizierter Rechentechnik haben er und seine Truppe hier zu tun.

Fotos: Ulrich BURCHERT
Zeichnungen Jürgen Schumacher



Zeichnung: Otto Sperling

Redaktion „Fröhlich sein und singen“. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weißner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag „Junge Welt“, 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt“. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.

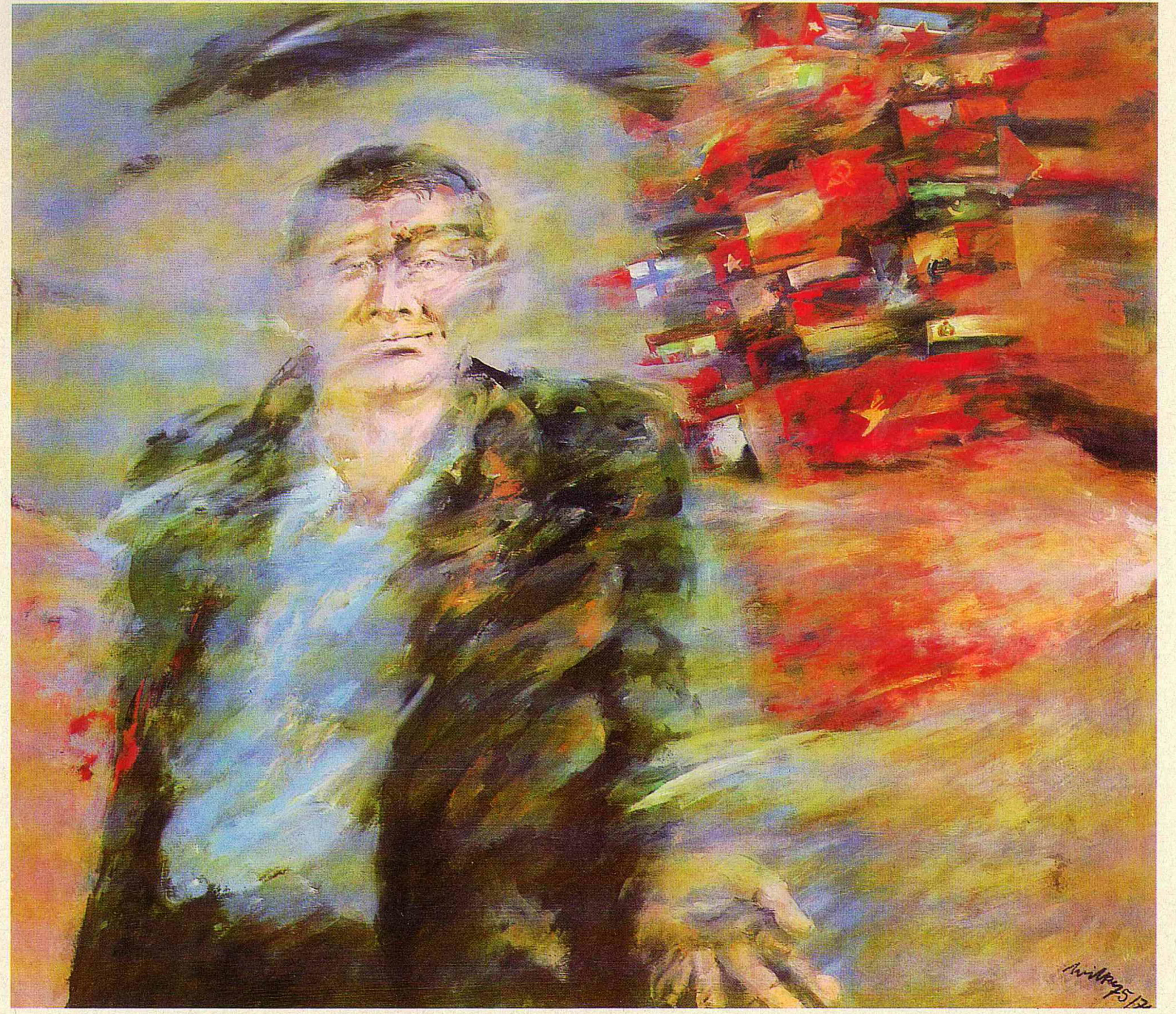


Bild des Monats
„Frösi" 3/81

Bernt Wilke
(geb. 1943), DDR
„Arbeiter in der
August-Bebel-Hütte",
1976, Öl